This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

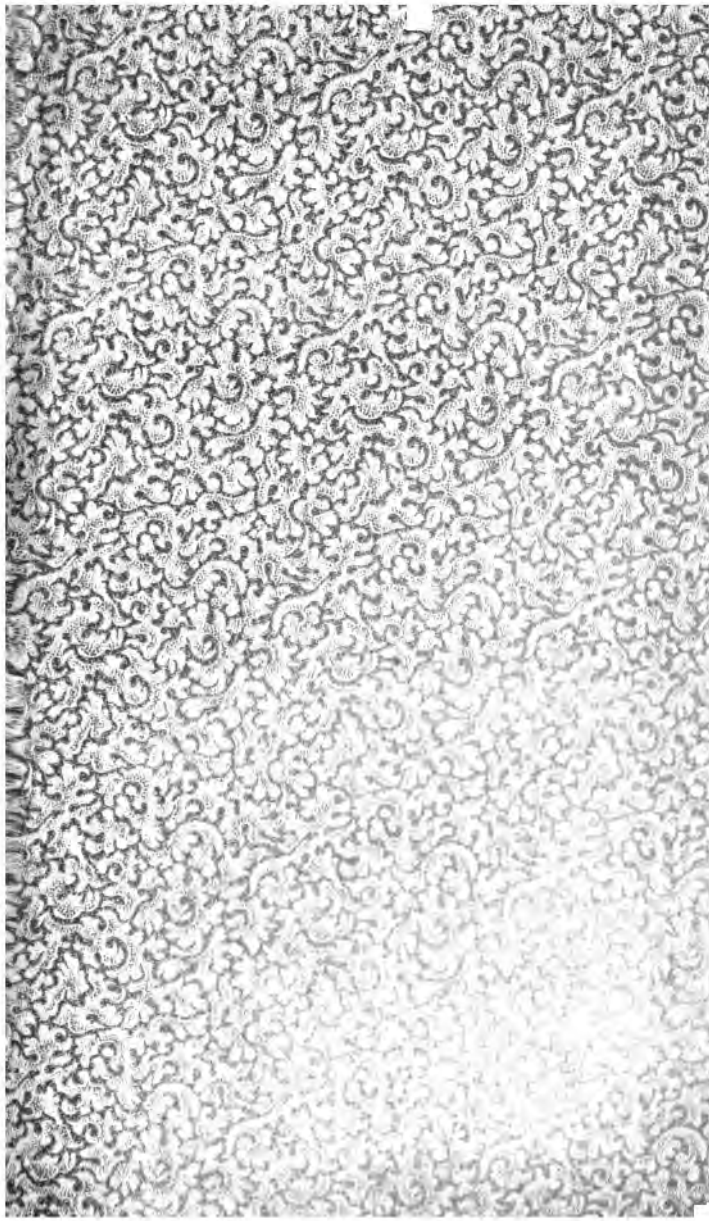
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

858
G6
1827-35
V. 22

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



838.
G6
1827-35
V. 2

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Zweyundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien

---

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

Wilhelm Meisters
Wanderjahre
oder
die Entsagenden.

Zweytes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorſchrift den Weg genommen und fanden glücklich die Gränze der Provinz, in der ſie ſo manches Merkwürdige erfahren ſollten; bei'm erſten Eintritt gewahrten ſie ſogleich der fruchtbarſten Gegend, welche an ſanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünſtigte. Es war kurz vor der Ernte und alles in größter Fülle; das was ſie jedoch gleich in Verwunderung ſetzte, war, daß ſie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge beſchäftigt ſahen auf eine glückliche Ernte ſich vorzubereiten, ja auch ſchon auf ein fröhliches Erntefeſt freundliche Anſtalt zu treffen. Sie begrüßten einen und den andern und fragten nach dem Obern, von deſſen Aufenthalt man keine Rechenſchaft geben konnte. Die Adreſſe ihres Briefs lautete: an den Obern, oder die Dreye. Auch hierin konnten ſich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufſeher, der eben das Pferd zu beſteigen ſich bereitete; ſie eröffneten ihre Zwecke; des Felix Freimüthigkeit ſchien ihm zu gefallen und ſo ritten ſie zuſammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerſchaft ein ſonderbares Anſehn gab; eben war er im Begriff ſeinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wunderſamere Bemerkung ſich ihm aufthat: alle Kinder, ſie mochten beſchäftigt ſeyn wie ſie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten ſich mit beſondern, aber verſchiedenen Gebärden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgeſetzten galt. Die jüngſten legten die Arme kreuzweis über die Bruſt und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und ſchauten lächelnd zur Erde, die dritten ſtanden ſtrack und muthig; die Arme niedergeſenkt, wendeten ſie den Kopf nach der rechten Seite und ſtellten ſich in eine Reihe, anſtatt daß jene vereinzelt blieben wo man ſie traf.

Als man darauf Halt machte und abſtieg, wo eben mehrere Kinder nach verſchiedener Weiſe ſich aufſtellten und von dem Vorgeſetzten gemuſtert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieſer Gebärden; Felix fiel ein und ſagte munter: „was für eine Stellung hab' ich denn einzunehmen?“ „Auf alle Fälle,“ verſetzte der Aufſeher, „zuerſt die Arme über die Bruſt und ernſthaft-froh nach oben geſehen, ohne den Blick zu verwenden.“ Er gehorchte, doch rief er bald: „dieß gefällt mir nicht ſonderlich, ich ſehe ja nichts da droben; dauert

es lange? Doch ja! rief er freudig, ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen?" „Wienach du's aufnimmst, je nachdem du dich beträgst," versetzte jener; „jetzt mische dich unter sie, wie sie sich mischen." Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.

„Mögen und können Sie mir," sagte Wilhelm darauf, „das was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Gebärden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt." „Ganz richtig," versetzte jener, „Grüße, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht."

„Dürfen Sie mir aber," versetzte Wilhelm, „die Bedeutung des Stufengangs wohl erklären? denn daß es einer sey, läßt sich wohl einsehen." „Dieß gebührt Höheren als ich bin," antwortete jener; „so viel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß vielmehr den Kindern, zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende, faßliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist jedem geboten für sich zu behalten und zu hegen was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darüber schwatzen, und so modificirt sich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen

gleich und immer ſagt, worauf alles ankommt, ſo denkt er, es ſey nichts dahinter. Gewiſſen Geheimniſſen, und wenn ſie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweiſen, denn dieſes wirkt auf Scham und gute Sitten.“ „Ich verſtehe Sie,“ verſetzte Wilhelm, „warum ſollten wir das was in körperlichen Dingen ſo nöthig iſt, nicht auch geiſtig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf, und doch ſeh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abſtufungen, vom Hellſten bis zum Dunkelſten. Doch bemerke ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienſtes gemeint ſeyn kann, indem die kleinſten und größten Knaben untermiſcht, ſo an Schnitt als Farben gleich ſeyn können, aber die von gleichen Gebärden im Gewand nicht mit einander übereinſtimmen.“ „Auch was dieß betrifft,“ verſetzte der Begleitende, „darf ich mich nicht weiter auslaſſen; doch müßte ich mich ſehr irren, oder Sie werden über alles, wie Sie nur wünſchen mögen, aufgeklärt von uns ſcheiden.“

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber mußte dem Fremdling nothwendig auffallen, daß, je weiter ſie in's Land kamen, ein wohllautender Geſang ihnen immer mehr entgegen tönte. Was die Knaben auch begannen,

bei welcher Arbeit man ſie auch fand, immer ſangen ſie, und zwar ſchienen es Lieder jedem Geſchäft beſonders angemeſſen und in gleichen Fällen überall dieſelben. Traten mehrere Kinder zuſammen, ſo begleiteten ſie ſich wechſelsweiſe; gegen Abend fanden ſich auch Tänzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix ſtimmte vom Pferde herab mit ein und zwar nicht ganz unglücklich, Wilhelm vergnügte ſich an dieſer die Gegend belebenden Unterhaltung.

„Wahrſcheinlich," ſo ſprach er zu ſeinem Gefährten, „wendet man viele Sorgfalt auf ſolchen Unterricht, denn ſonſt könnte dieſe Geſchicklichkeit nicht ſo weit ausgebreitet und ſo vollkommen ausgebildet ſeyn." „Allerdings," verſetzte jener, „bei uns iſt der Geſang die erſte Stufe der Ausbildung, alles andere ſchließt ſich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachſte Gebrauch, ſo wie die einfachſte Lehre werden bei uns durch Geſang belebt und eingeprägt, ja ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Geſanges mitgetheilt; andere Vortheile zu ſelbſtthätigen Zwecken verſchwiſtern ſich ſogleich: denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche ſie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel ſchreiben zu lernen und nach Anlaß dieſer Zeichen ſodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen, ſo üben ſie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen ſchneller zum Recht- und Schönſchreiben als man denkt,

und da dieſes alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau beſtimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, ſo faſſen ſie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunſt viel geſchwinder als auf jede andere Weiſe. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik zum Element unſerer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.“

Wilhelm ſuchte ſich noch weiter zu unterrichten und verbarg ſeine Verwunderung nicht, daß er gar keine Inſtrumental-Muſik vernehme. „Dieſe wird bei uns nicht vernachläſſigt,“ verſetzte jener, „aber in einem beſondern Bezirk, in das anmuthigſte Bergthal eingeſchloſſen, geübt; und da iſt denn wieder dafür geſorgt, daß die verſchiedenen Inſtrumente in auseinander liegenden Ortſchaften gelehrt werden. Beſonders die Mißtöne der Anfänger ſind in gewiſſe Einſiedeleyen verwieſen, wo ſie niemand zur Verzweiflung bringen: denn ihr werdet ſelbſt geſtehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft kaum ein trauriger Leiden zu dulden ſey, als das uns die Nachbarſchaft eines angehenden Flöten- oder Violinſpielers aufdringt.“

„Unſere Anfänger gehen, aus eigener löblicher Geſinnung niemand läſtig ſeyn zu wollen, freiwillig länger oder kürzer in die Wüſte, und beeifern ſich, abgeſondert, um das Verdienſt, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weßhalb jedem von Zeit zu Zeit ein Verſuch, heranzutreten erlaubt wird, der ſelten mißlingt, weil

wir Scham und Scheu bei dieſer wie bei unſern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigſt, für das Uebrige ſorgt ſich um deſto leichter.

Nun waren ſie zu einem Ort gelangt wo Felix verweilen und ſich an der Umgebung prüfen ſollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre; ſchon von weitem hörten ſie einen freudigen Geſang; es war ein Spiel woran ſich die Knaben in der Feyerſtunde dießmal ergötzten. Ein allgemeiner Chorgeſang erſcholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreiſes freudig klar und tüchtig an ſeinem Theile zuſtimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieſer überraſchte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgeſang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte ſogleich allein ein ſchickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorſchwebenden Sinne anzupaſſen. Schon zeigten die meiſten viel Gewandtheit, einige, denen das Kunſtſtück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug ſich gleich unter ſie zu miſchen und zog ſich noch ſo leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erſte Gruß zugeeignet; er legte ſogleich die Hände auf die Bruſt, blickte aufwärts, und zwar mit ſo ſchnackiſcher Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei ſey ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Gespielen, alles gefiel dem Knaben so wohl, daß es ihm nicht sonderlich wehe that seinen Vater abreisen zu sehen; fast blickte er dem weggeführten Pferde schmerzlicher nach; doch ließ er sich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne; man versprach ihm dagegen, er solle wo nicht dasselbe doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da sich der Obere nicht erreichen ließ, sagte der Aufseher: „ich muß euch nun verlassen, meine Geschäfte zu verfolgen; doch will ich euch zu den Dreyen bringen, die unsern Heiligthümern vorstehen, euer Brief ist auch an sie gerichtet und sie zusammen stellen den Obern vor.“ Wilhelm hätte gewünscht von den Heiligthümern im voraus zu vernehmen, jener aber versetzte: „die Dreye werden euch, zu Erwiderung des Vertrauens, daß ihr uns euren Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit, gewiß das Nöthigste eröffnen. Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, sind in einen besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um, bei Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren.“

Nun ſtand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gegebenes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte und ein ernſter, anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büſchen vielerlei Art beſchattet, kaum daß er ſtattliche Mauern und anſehnliche Gebäude durch dieſe dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreyen, die ſich nach und nach herbeifanden, löſ'te ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu jeder das Seinige beitrug, deſſen Inhalt wir jedoch in der Kürze zuſammenfaſſen.

„Da ihr uns euren Sohn vertraut," ſagten ſie, „ſind wir ſchuldig euch tiefer in unſer Verfahren hineinblicken zu laſſen. Ihr habt manches Aeußerliche geſehen, welches nicht ſogleich ſein Verſtändniß mit ſich führt; was davon wünſcht ihr vor allem aufgeſchloſſen?"

„Anſtändige, doch ſeltſame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünſchte; bei euch bezieht ſich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich dieſen Bezug erfahren."

„Wohlgeborne, geſunde Kinder," verſetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hätte, dieſes zu entwickeln iſt unſere Pflicht, öfters entwickelt ſich's beſſer von ſelbſt. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt,

und doch iſt es das, worauf alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſey. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus.“ Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf.

Jene, nach einem anſtändigen Zaudern riefen: „Ehrfurcht!“ Wilhelm ſtutzte. „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen fehlt ſie, vielleicht euch ſelbſt.“

„Dreyerlei Gebärde habt ihr geſehen, und wir überliefern eine dreyfache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor dem was über uns iſt. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel, das iſt was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſey, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweyte, Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt. Die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte, lächelnde Blick ſagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; ſie gibt Gelegenheit zur Nahrung; ſie gewährt unſägliche Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt ſie. Wenn einer ſich körperlich beſchädigt, verſchuldend oder unſchuldig, wenn ihn andere vorſätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdiſche Willenloſe ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl: denn ſolche Gefahr begleitet ihn ſein Leben lang. Aber aus dieſer

Stellung befreien wir unſern Zögling baldmöglichſt, ſogleich wenn wir überzeugt ſind, daß die Lehre dieſes Grads genugſam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn ſich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen ſich richten. Nun ſteht er ſtark und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit ſeines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen.“

„Es leuchtet mir ein!“ verſetzte Wilhelm; „deßwegen liegt die Menge wohl ſo im Argen, weil ſie ſich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer ſich dieſem überliefert, verhält ſich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen ſeines Gleichen gehäſſig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbſtgefühl aber zerſtört ſich in Dünkel und Anmaßung.“ „Erlauben Sie mir deſſen ungeachtet,“ fuhr Wilhelm fort, „ein Einziges einzuwenden: Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerſcheinungen, und ſonſt unerklärlichen, ahnungsvollen Ereigniſſen, für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Geſinnung ſich ſtufenweiſe entwickeln ſollte?“ Hierauf erwiderten jene: „der Natur iſt Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes, oder unbekanntes mächtiges Weſen, der Starke ſucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden, beide wünſchen es los zu werden und fühlen ſich glücklich, wenn ſie es auf kurze Zeit beſeitigt ha-

ben, wenn ihre Natur ſich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wieder herſtellte. Der natürliche Menſch wiederholt dieſe Operation millionenmal in ſeinem Leben, von der Furcht ſtrebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten iſt leicht, aber beſchwerlich, Ehrfurcht zu hegen iſt ſchwer, aber bequem. Ungern entſchließt ſich der Menſch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entſchließt ſich nie dazu; es iſt ein höherer Sinn, der ſeiner Natur gegeben werden muß, und der ſich nur bei beſonders Begünſtigten aus ſich ſelbſt entwickelt, die man auch deßwegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geſchäft aller ächten Religionen, deren es auch nur dreye gibt nach den Objecten, gegen welche ſie ihre Andacht wenden.“

Die Männer hielten inne, Wilhelm ſchwieg eine Weile nachdenkend; da er in ſich aber die Anmaßung nicht fühlte den Sinn jener ſonderbaren Worte zu deuten, ſo bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin ſie ihm denn auch ſogleich willfahrten. „Keine Religion,“ ſagten ſie, „die ſich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Menſch in ſich walten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, ſeine Ehre behalten, er iſt nicht mit ſich ſelbſt veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem was über uns iſt, beruht, nennen wir die ethniſche, es iſt die Religion der Völker

und die erſte glückliche Ablöſung von einer niedern Furcht; alle ſogenannten heidniſchen Religionen ſind von dieſer Art, ſie mögen übrigens Namen haben wie ſie wollen. Die zweyte Religion, die ſich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche: denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich herab, alles Niedere zu ſich herauf ziehen und nur in dieſem Mittelzuſtand verdient er den Namen des Weiſen. Indem er nun das Verhältniß zu Seinesgleichen und alſo zur ganzen Menſchheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdiſchen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchſchaut, lebt er im kosmiſchen Sinne allein in der Wahrheit. Nun iſt aber von der dritten Religion zu ſprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt; wir nennen ſie die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart; es iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hievon finden ſich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht

iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann, da ſie ſich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöſ't werden mag."

„Zu welcher von dieſen Religionen bekennt ihr euch denn insbeſondere?" ſagte Wilhelm. „Zu allen dreyen, erwiderten jene: denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus dieſen drey Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder in's Gemeine gezogen zu werden."

„Ein ſolches Bekenntniß, auf dieſe Weiſe entwickelt, befremdet mich nicht," verſetzte Wilhelm, „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt was andere trennt." Hierauf verſetzten jene: „Schon wird dieſes Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgeſprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Credo!" riefen jene laut: denn der erſte Artikel iſt ethniſch und gehört allen Völkern; der zweyte chriſtlich,

für

für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeiſterte Gemeinſchaft der Heiligen, welches heißt: der im höchſten Grad Guten und Weiſen. Sollten daher die drey göttlichen Perſonen, unter deren Gleichniß und Namen ſolche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgeſprochen ſind, nicht billigermaßen für die höchſte Einheit gelten?"

„Ich danke," verſetzte jener, „daß ihr mir dieſes, als einem Erwachſenen, dem die drey Sinnesarten nicht fremd ſind, ſo klar und zuſammenhängend ausſprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern dieſe hohe Lehre, erſt als ſinnliches Zeichen, dann mit einigem ſymboliſchen Anklang überliefert und zuletzt die oberſte Deutung ihnen entwickelt, ſo muß ich es höchlich billigen."

„Ganz richtig," erwiderten jene, „nun aber müßt ihr noch mehr erfahren, damit ihr euch überzeugt, daß euer Sohn in den beſten Händen ſey. Doch dieß Geſchäft bleibe für die Morgenſtunden; ruht aus und erquickt euch, damit ihr uns, vergnügt und vollkommen menſchlich, morgen früh in das Innere folgen könnt."

Zweytes Capitel.

An der Hand des Aelteſten trat nun unſer Freund durch ein anſehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemählden ſo reichlich verziert war, daß ſie den Ankömmling in Erſtaunen ſetzte. Er begriff leicht, daß alles was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben müßte, ob er ſich gleich denſelben nicht ſo geſchwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff ſeinen Begleiter deßhalb zu befragen, als dieſer ihn einlud, ſeitwärts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die Wand zog jedoch mehr als dieſer heitre natürliche Schmuck die Augen an ſich: denn ſie war durchaus gemahlt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Iſraeliten den Stoff zu dieſen Bildern geliefert hatten.

„Es iſt hier," ſagte der Aelteſte, „wo wir diejenige Religion überliefern, die ich euch der Kürze wegen, die ethniſche genannt habe. Der Gehalt derſelben findet ſich in der Weltgeſchichte, ſo wie die Hülle derſelben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schickſale ganzer Völker wird ſie eigentlich begriffen."

„Ihr habt," sagte Wilhelm, „wie ich sehe, dem Israelitischen Volke die Ehre erzeigt und seine Geschichte im Grunde dieser Darstellung gelegt, oder vielmehr ihr habt sie zum Gegenstande derselben gemacht." — „Wie ihr seht," versetzte der Alte; „denn ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Friesen nicht sowohl synchronistische als symphronistische Handlungen und Begebenheiten aufgeführt sind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in der Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, den Apoll unter den Hirten Admets oben in der Friese; woraus wir lernen können, daß wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Die Betrachtenden schritten weiter. Wilhelm fand meistens bekannte Gegenstände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er sie sonst zu sehen gewohnt war. Ueber weniges bat er sich einige Erklärung aus; wobei er sich nicht enthalten konnte nochmals zu fragen, warum man die Israelitische Geschichte vor allen andern gewählt. Hierauf antwortete der Aelteste; „Unter allen heidnischen Religionen, denn eine solche ist die Israelitische gleichfalls, hat diese große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste

Nation ſey, ſondern nur ob ſie daure, ob ſie ſich erhalten habe. Das Iſraelitiſche Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm ſeine Anführer, Richter, Vorſteher, Propheten tauſendmal vorgeworfen haben; es beſitzt wenig Tugenden und die meiſten Fehler anderer Völker: aber an Selbſtſtändigkeit, Feſtigkeit, Tapferkeit, und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit ſucht es ſeines Gleichen. Es iſt das beharrlichſte Volk der Erde, es iſt, es war, es wird ſeyn, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Muſterbild aufgeſtellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen.“

„Es ziemt ſich nicht mit euch zu rechten,“ verſetzte Wilhelm, „da ihr mich zu belehren im Stande ſeyd. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieſes Volks, oder vielmehr ſeiner Geſchichte, ſeiner Religion.“ — „Ein Hauptvortheil,“ verſetzte jener, „iſt die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie ſtehen ſo glücklich beiſammen, daß aus den fremdeſten Elementen ein täuſchendes Ganze entgegentritt. Sie ſind vollſtändig genug, um zu befriedigen, fragmentariſch genug, um anzureizen; hinlänglich barbariſch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu beſänftigen; und wie manche andere entgegengeſetzte Eigenſchaften ſind an dieſen Büchern, an dieſem Buche zu rühmen!“

Die Folge der Hauptbilder ſowohl, als die Beziehung der kleinern, die ſie oben und unten begleiteten,

gab dem Gaſt ſo viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken, als an die Gegenſtände zu feſſeln ſchien. Indeſſen ſagte jener bei Gelegenheit: „noch einen Vortheil der Iſraelitiſchen Religion muß ich hier erwähnen: daß ſie ihren Gott in keine Geſtalt verkörpert und uns alſo die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menſchengeſtalt zu geben, auch im Gegenſatz die ſchlechte Abgötterey durch Thier- und Unthiergeſtalten zu bezeichnen.“

Unſer Freund hatte ſich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch dieſe Hallen die Weltgeſchichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm einiges neu in Abſicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zuſammenſtellung der Bilder, durch die Reflexionen ſeines Begleiters manche neue Anſichten entſprungen, und er freute ſich, daß Felix durch eine ſo würdige ſinnliche Darſtellung ſich jene großen, bedeutenden, muſterhaften Ereigniſſe für ſein ganzes Leben als wirklich, und als wenn ſie neben ihm lebendig geweſen wären, zueignen ſollte. Er betrachtete dieſe Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in dieſem Sinne war er vollkommen damit zufrieden; und ſo waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sclaverey ganzer Maſſen dieſer beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schickſale wa-

ren auf eine kluge Weiſe allegoriſch vorgeſtellt, da eine hiſtoriſche, eine reale Darſtellung derſelben außer den Gränzen der edlen Kunſt liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeſchloſſen, und Wilhelm war verwundert ſich ſchon am Ende zu ſehen. „Ich finde," ſagte er zu ſeinem Führer, „in dieſem Geſchichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jeruſalems zerſtört und das Volk zerſtreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daſelbſt noch lehrte, dem ſie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten."

„Dieß zu thun, wie ihr es verlangt, wäre ein Fehler geweſen. Das Leben dieſes göttlichen Mannes, den ihr bezeichnet, ſteht mit der Weltgeſchichte ſeiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, ſeine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermaſſen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeſchichte, der Weltreligion, welche wir für die erſte halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweyten Religion, zur Religion der Weiſen: eine ſolche war die, welche Chriſtus lehrte und übte, ſo lange er auf der Erde umherging. Deßwegen iſt hier das Aeußere abgeſchloſſen und ich eröffne euch nun das Innere."

Eine Pforte that ſich auf und ſie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm ſogleich die Bilder der zweyten heiligen Schriften erkannte. Sie ſchienen von einer andern

Hand zu ſeyn, als die erſten: alles war ſanfter, Geſtalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

„Ihr ſeht," ſagte der Begleiter, nachdem ſie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, „hier weder Thaten noch Begebenheiten, ſondern Wunder und Gleichniſſe. Es iſt hier eine neue Welt, ein neues Aeußere, anders als das vorige, und ein Inneres das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichniſſe wird eine neue Welt aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, dieſe das Außerordentliche gemein." — „Ihr werdet die Gefälligkeit haben," verſetzte Wilhelm, „mir dieſe wenigen Worte umſtändlicher auszulegen: denn ich fühle mich nicht geſchickt es ſelbſt zu thun." — „Sie haben einen natürlichen Sinn," verſetzte jener, „obgleich einen tiefen. Beiſpiele werden ihn am geſchwindeſten aufſchließen. Es iſt nichts gemeiner und gewöhnlicher als Eſſen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln, eine Speiſe zu vervielfältigen, daß ſie für eine Unzahl hinreiche. Es iſt nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber dieſe durch geiſtige, oder geiſtigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, iſt außerordentlich und eben daher entſteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichniſſe, bei der Parabel, iſt das Umgekehrte: hier iſt der Sinn, die Einſicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordent-

liche, das Unerreichbare. Wenn dieſer ſich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, ſo daß er uns als lebendig, gegenwärtig wirklich entgegen tritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, feſthalten, mit ihm wie mit unſers Gleichen umgehen können, das iſt denn auch eine zweyte Art von Wunder und wird billig zu jenen erſten geſellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier iſt die lebendige Lehre ausgeſprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es iſt keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht iſt; es iſt das Rechte oder Unrechte unwiderſprechlich ſelbſt.“

Dieſer Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr, es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem erſten nur vorbei ging, ſo verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenſtände waren nicht ſo auffallend, nicht ſo mannichfaltig; aber deſto einladender den tiefen ſtillen Sinn derſelben zu erforſchen. Auch kehrten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit äußerte, daß man eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meiſters von ſeinen Jüngern, gelangt ſey. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geſchichte.

„Wir ſondern,“ verſetzte der Aelteſte, „bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung, ſehr gerne, was nur möglich zu ſondern iſt; denn dadurch allein kann der

Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entſpringen. Das Leben mengt und miſcht ohnehin alles durcheinander, und ſo haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende deſſelben abgeſondert. Im Leben erſcheint er als ein wahrer Philoſoph — ſtoßet euch nicht an dieſem Ausdruck — als ein Weiſer im höchſten Sinne. Er ſteht auf ſeinem Puncte feſt; er wandelt ſeine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu ſich heraufzieht, indem er die Unwiſſenden, die Armen, die Kranken ſeiner Weisheit, ſeines Reichthums, ſeiner Kraft theilhaftig werden läßt und ſich deßhalb ihnen gleich zu ſtellen ſcheint, ſo verläugnet er nicht von der andern Seite ſeinen göttlichen Urſprung; er wagt ſich Gott gleich zu ſtellen, ja ſich für Gott zu erklären. Auf dieſe Weiſe ſetzt er von Jugend auf ſeine Umgebung in Erſtaunen, gewinnt einen Theil derſelben für ſich, regt den andern gegen ſich auf und zeigt allen, denen es um eine gewiſſe Höhe im Lehren und Leben zu thun iſt, was ſie von der Welt zu erwarten haben. Und ſo iſt ſein Wandel für den edlen Theil der Menſchheit noch belehrender und fruchtbarer als ſein Tod: denn zu jenen Prüfungen iſt jeder, zu dieſem ſind nur wenige berufen; und damit wir alles übergehen, was aus dieſer Betrachtung folgt, ſo betrachtet die rührende Scene des Abendmahls. Hier läßt der Weiſe, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaiſ't zurück, und indem er für die Guten beſorgt iſt, füttert er zugleich mit

ihnen einen Verräther, der ihn und die beſſern zu Grunde richten wird.“

Mit dieſen Worten eröffnete der Aelteſte eine Pforte und Wilhelm ſtutzte, als er ſich wieder in der erſteren Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indeſſen den ganzen Umkreis des Hofes zurückgelegt. „Ich hoffte,“ ſagte Wilhelm, „ihr würdet mich an's Ende führen und bringt mich wieder zum Anfang.“ — „Für dießmal kann ich euch weiter nichts zeigen, ſagte der Aelteſte; mehr laſſen wir unſere Zöglinge nicht ſehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was ihr bis jetzt durchlaufen habt; das äußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jugend auf, das innere, beſonders Geiſtige und Herzliche nur denen, die mit einiger Beſonnenheit heranwachſen, und das Uebrige, was des Jahrs nur einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlaſſen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt entſpringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen geben wir einem jeden nur ausſtattungsweiſe in die Welt mit, damit er wiſſe, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein ſolches Bedürfniß ſich in ihm regen ſollte. Ich lade euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unſer allgemeines Feſt zu beſuchen und zu ſehen, wie weit euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann ſollt auch ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden.“

„Erlaubt mir eine Frage,“ verſetzte Wilhelm: „Habt ihr denn auch, ſo wie ihr das Leben dieſes göttlichen Mannes als Lehr- und Muſterbild aufſtellt, ſein Leiden, ſeinen Tod, gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?“ — „Auf alle Fälle,“ ſagte der Aelteſte. „Hieraus machen wir kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über dieſe Leiden, eben weil wir ſie ſo hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüſt und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszuſetzen, die ihr Angeſicht verbarg, als eine ruchloſe Welt ihr dieß Schauſpiel aufdrang, mit dieſen tiefen Geheimniſſen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu ſpielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigſte gemein und abgeſchmackt erſcheint. So viel ſey für dießmal genug, um euch über euren Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß ihr ihn auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wünſchenswerther Weiſe, gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, ſchwankend und unſtät wieder finden ſollt.“

Wilhelm zauderte, indem er ſich die Bilder der Vorhalle beſah und ihren Sinn gedeutet wünſchte. „Auch dieſes, ſagte der Aelteſte, „bleiben wir euch bis über's Jahr ſchuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zwiſchenzeit den Kindern geben, laſſen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt und vernehmt, was unſere

beſten Redner über dieſe Gegenſtände öffentlich zu ſagen für dienlich halten.“

Bald nach dieſer Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der geſtrige Aufſeher meldete ſich, er hatte Wilhelm's Pferd vorgeführt, und ſo beurlaubte ſich der Freund von der Dreye, welche zum Abſchied ihn dem Aufſeher folgendermaßen empfahl: „dieſer wird nun zu den Vertrauten gezählt und dir iſt bekannt was du ihm auf ſeine Fragen zu erwidern haſt: denn er wünſcht gewiß noch über manches was er bei uns ſah und hörte belehrt zu werden; Maß und Ziel iſt dir nicht verborgen.“

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch ſogleich anbrachte. Wo ſie durchritten ſtellten ſich die Kinder wie geſtern; aber heute ſah er, obgleich ſelten, einen und den andern Knaben, der den vorbeireitenden Aufſeher nicht grüßte, von ſeiner Arbeit nicht aufſah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Urſache und was dieſe Ausnahme zu bedeuten habe? Jener erwiderte darauf, „ſie iſt freilich ſehr bedeutungsvoll: denn es iſt die höchſte Strafe, die wir den Zöglingen auflegen, ſie ſind unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweiſen und genöthigt ſich als roh und ungebildet darzuſtellen; ſie thun aber das Mögliche, um ſich aus dieſer Lage zu retten und finden ſich auf's geſchwindeſte in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Weſen verſtockt zu ſeiner Rückkehr keine

Anſtalt machen, ſo wird es, mit einem kurzen aber bündigen Bericht, den Eltern wieder zurückgeſandt. Wer ſich den Geſetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlaſſen wo ſie gelten.“

Ein anderer Anblick reizte, heute wie geſtern, des Wanderers Neugierde; es war Mannichfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglingskleidung; hier ſchien kein Stufengang obzuwalten, denn ſolche, die verſchieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Urſache dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs. „Er löſ't ſich,“ verſetzte jener, „darin auf, daß es ein Mittel iſt die Gemüther der Knaben eigens zu erforſchen. Wir laſſen bei ſonſtiger Strenge und Ordnung, in dieſem Falle eine gewiſſe Willkür gelten. Innerhalb des Kreiſes unſerer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, ſo auch innerhalb einer mäßigen Beſchränkung, Form und Schnitt wählen; dieß beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt ſich die Sinnesweiſe, an dem Schnitt die Lebensweiſe des Menſchen erkennen. Doch macht eine beſondere Eigenheit der menſchlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewiſſermaßen ſchwierig; es iſt der Nachahmungsgeiſt, die Neigung ſich anzuſchließen. Sehr ſelten, daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht da geweſen, meiſtens wählen ſie etwas Bekanntes, was ſie gerade vor ſich ſehen. Doch auch dieſe Betrach-

tung bleibt uns nicht unfruchtbar, durch ſolche Aeußerlichkeiten treten ſie zu dieſer oder jener Partey, ſie ſchließen ſich da oder dort an, und ſo zeichnen ſich allgemeinere Geſinnungen aus, wir erfahren wo jeder ſich hinneigt, welchem Beiſpiel er ſich gleich ſtellt.“

„Nun hat man Fälle geſehen, wo die Gemüther ſich in's Allgemeine neigten, wo eine Mode ſich über alle verbreiten, jede Abſonderung ſich zur Einheit verlieren wollte. Einer ſolchen Wendung ſuchen wir auf gelinde Weiſe Einhalt zu thun, wir laſſen die Vorräthe ausgehen; dieſes und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung iſt nicht mehr zu haben; wir ſchieben etwas Neues, etwas Reizendes herein, durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernſte Schattirungen, bequeme, faltenreiche Tracht, die Beſonnenen, und ſtellen ſo nach und nach ein Gleichgewicht her.

Denn der Uniform ſind wir durchaus abgeneigt, ſie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Vorſtellung, dem Blicke der Vorgeſetzten.“

Unter ſolchen und andern Geſprächen gelangte Wilhelm an die Gränze der Provinz, und zwar an dem Punct wo ſie der Wanderer, nach des alten Freundes Andeutung, verlaſſen ſollte, um ſeinem eigentlichen Zweck entgegen zu gehen.

Bei'm Lebewohl bemerkte zunächſt der Aufſeher:

Wilhelm möge nun erwarten bis das große Feſt allen Theilnehmern auf mancherlei Weiſe angekündigt werde. Hierzu würden die ſämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge in's freie zufällige Leben entlaſſen. Alsdann ſolle er, hieß es, auch die übrigen Landſchaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundſätzen der einzelne Unterricht, in vollſtändiger Umgebung, ertheilt und ausgeübt wird.

Drittes Capitel.

Der Angewöhnung des werthen Publicums zu ſchmeicheln, welches ſeit geraumer Zeit Gefallen findet ſich ſtückweiſe unterhalten zu laſſen, gedachten wir erſt nachſtehende Erzählung in mehreren Abtheilungen vorzulegen. Der innere Zuſammenhang jedoch, nach Geſinnungen, Empfindungen und Ereigniſſen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derſelbe ſeinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Perſonen dieſer abgeſondert ſcheinenden Begebenheit mit denjenigen die wir ſchon kennen und lieben auf's innigſte zuſammengeflochten worden.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten und Hilarie, ſeine Nichte, ſtand ſchon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinauf führte. Kaum erkannte er ſie: denn ſchon war ſie wieder größer und ſchöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte ſie an ſeine Bruſt mit dem Sinn eines Vaters und ſie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der

Der Baronin, ſeiner Schweſter, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie ſchnell hinwegging das Frühſtück zu bereiten, ſagte der Major freudig: „dießmal kann ich mich kurz faſſen und ſagen, daß unſer Geſchäft beendigt iſt. Unſer Bruder, der Obermarſchall, ſieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt. Er tritt bei ſeinen Lebzeiten die Güter uns und unſern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er ſich ausbedingt, iſt freilich ſtark; aber wir können es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft alles. Die neue Einrichtung ſoll bald in Ordnung ſeyn. Da ich zunächſt meinen Abſchied erwarte, ſo ſehe ich doch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unſrigen einen entſchiedenen Vortheil bringen kann. Wir ſehen ruhig zu, wie unſre Kinder emporwachſen, und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beſchleunigen.“

„Das wäre alles recht gut,“ ſagte die Baronin, „wenn ich dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich ſelbſt erſt gewahr worden bin. Hilariens Herz iſt nicht mehr frei; von der Seite hat dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen.“

„Was ſagſt du?“ rief der Major; „iſt's möglich? indeſſen wir uns alle Mühe geben uns ökonomiſch vorzuſehen, ſo ſpielt uns die Neigung einen ſolchen Streich! Sag' mir, Liebe, ſag' mir geſchwind, wer iſt es, der das Herz Hilariens feſſeln konnte? Oder iſt es denn

auch ſchon ſo arg? Iſt es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöſchen hoffen kann?"

„Du mußt erſt ein wenig ſinnen und rathen," verſetzte die Baronin und vermehrte dadurch ſeine Ungeduld. Sie war ſchon auf's höchſte geſtiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Frühſtück trugen, hereintretend eine ſchnelle Auflöſung des Räthſels unmöglich machte.

Der Major ſelbſt glaubte das ſchöne Kind mit andern Augen anzuſehn als kurz vorher. Es war ihm beinahe als wenn er eiferſüchtig auf den Beglückten wäre, deſſen Bild ſich in einem ſo ſchönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühſtück wollte ihm nicht ſchmecken und er bemerkte nicht, daß alles genau ſo eingerichtet war, wie er es am liebſten hatte und wie er es ſonſt zu wünſchen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieſes Schweigen und Stocken verlor Hilarie faſt ſelbſt ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte ſich verlegen und zog ihre Tochter an's Clavier; aber ihr geiſtreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünſchte das ſchöne Kind und das Frühſtück je eher je lieber entfernt zu ſehen, und die Baronin mußte ſich entſchließen aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuſchlagen.

Kaum waren ſie allein, ſo wiederholte der Major dringend ſeine vorige Frage; worauf ſeine Schweſter

nach einer Pauſe lächelnd verſetzte: „wenn du den Glücklichen finden willſt, den ſie liebt, ſo brauchſt du nicht weit zu gehen, er iſt ganz in der Nähe: dich liebt ſie.“

Der Major ſtand betroffen, dann rief er aus: „Es wäre ein ſehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas überreden wollteſt, das mich im Ernſt ſo verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche mich von meiner Verwunderung zu erholen, ſo ſehe ich doch mit Einem Blicke voraus, wie ſehr unſere Verhältniſſe durch ein ſo unerwartetes Ereigniß geſtört werden müßten. Das Einzige was mich tröſtet, iſt die Ueberzeugung, daß Neigungen dieſer Art nur ſcheinbar ſind, daß ein Selbſtbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine ächte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch ſich ſelbſt, oder doch wenigſtens mit einiger Beihülfe verſtändiger Perſonen, gleich wieder zurückkommt.“

„Ich bin dieſer Meinung nicht,“ ſagte die Baronin; „denn nach allen Symptomen iſt es ein ſehr ernſtliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen iſt.“

„Etwas ſo Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Weſen nicht zugetraut,“ verſetzte der Major.

„Es iſt ſo unnatürlich nicht,“ verſetzte die Schweſter. „Aus meiner Jugend erinnere ich mich ſelbſt einer Leidenſchaft für einen ältern Mann, als du biſt. Du haſt funfzig Jahre; das iſt immer noch nicht gar zu viel

für einen Deutſchen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern.“

„Wodurch willſt du aber deine Vermuthung bekräftigen?“ ſagte der Major.

„Es iſt keine Vermuthung, es iſt Gewißheit. Das Nähere ſollſt du nach und nach vernehmen.“

Hilarie geſellte ſich zu ihnen, und der Major fühlte ſich, wider ſeinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen ſchien ihm liebevoller, und ſchon fing er an den Worten ſeiner Schweſter Glauben beizumeſſen. Die Empfindung war bei ihm höchſt angenehm, ob er ſich gleich ſolche weder geſtehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchſt liebenswürdig, indem ſich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das innigſte verband; denn ſie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in ſeiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der ſo viele alte Bäume ſich wieder belauben ſah, konnte auch an die Wiederkehr ſeines eignen Frühlings glauben. Und wer hätte ſich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigſten Mädchens dazu verführen laſſen!

So verging ihnen der Tag zuſammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt; Abends nach Tiſch ſetzte ſich Hilarie wieder an's Clavier; der Major hörte mit andern Ohren als

heute früh; eine Melodie ſchlang ſich in die andere, ein Lied ſchloß ſich an's andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Geſellſchaft zu trennen.

Als der Major auf ſeinem Zimmer ankam, fand er alles nach ſeiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; ſogar einige Kupferſtiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerkſam geworden war, ſo ſah er ſich bis auf jeden einzelnen kleinen Umſtand verſorgt und geſchmeichelt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er dießmal; ſeine Lebensgeiſter waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach ſich ziehe. Er hatte ſeinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, ſeit mehreren Jahren kein böſes Wort gegeben: denn alles ging in der ſtrengſten Ordnung, ſeinen gewöhnlichen Gang; die Pferde waren verſorgt und die Kleidungsſtücke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgeſtanden und nichts wollte paſſen.

Sodann geſellte ſich noch ein anderer Umſtand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böſer Laune des Majors zu vermehren. Sonſt war ihm alles an ſich und ſeinem Diener recht geweſen; nun aber fand er ſich, als er vor den Spiegel trat, nicht ſo wie er zu ſeyn wünſchte. Einige graue Haare konnte er nicht läugnen, und von

Runzeln ſchien ſich auch etwas eingefunden zu haben. Er wiſchte und puderte mehr als ſonſt, und mußte es doch zuletzt laſſen, wie es ſeyn konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da ſollten ſich immer noch Faſern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er ſagen ſollte und war erſtaunt, einen ſo veränderten Herrn vor ſich zu ſehen.

Ungeachtet aller dieſer Hinderniſſe war der Major ſchon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenſtrauß entgegen, und er hatte nicht den Muth ſie wie ſonſt zu küſſen und an ſein Herz zu drücken. Er befand ſich in der angenehmſten Verlegenheit von der Welt und überließ ſich ſeinen Gefühlen, ohne zu denken wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls ſäumte nicht lange zu erſcheinen, und indem ſie ihrem Bruder ein Billet wies, rief ſie aus: „Du räthſt nicht, wen uns dieſes Blatt anzumelden kommt.“ „So entdecke es nur bald!“ verſetzte der Major; und erfuhr daß ein alter theatraliſcher Freund nicht weit von dem Gute vorbeireiſe und für einen Augenblick einzukehren gedenke. „Ich bin neugierig ihn wieder zu ſehen,“ ſagte der Major; „er iſt kein Jüngling mehr und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen ſpielt.“ — „Er muß um zehn Jahre älter ſeyn als du,“ verſetzte die Baronin. — „Ganz

gewiß," erwiderte der Major, „nach allem was ich mich erinnere."

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herzu. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde, und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann, in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermaßen mit Erstaunen, hatte der Major das äußere Behagen seines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu seyn, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte. — „Du betrachtest mich aufmerksamer als billig ist," sprach er endlich den Major an; „ich fürchte sehr, du findest den Unterschied

gegen vorige Zeit nur allzugroß.“ — „Keineswegs,“ verſetzte der Major, „vielmehr bin ich voll Verwunderung dein Ausſehen friſcher und jünger zu finden als das meine; da ich doch weiß, daß du ſchon ein gemachter Mann warſt, als ich, mit der Kühnheit eines wagehalſigen Gelbſchnabels, dir in gewiſſen Verlegenheiten beiſtand.“ — „Es iſt deine Schuld,“ verſetzte der andere, „es iſt die Schuld aller Deinesgleichen; und ob ihr ſchon darum deßhalb nicht zu ſchelten ſeyd, ſo ſeyd ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur an's Nothwendige; man will ſeyn und nicht ſcheinen. Das iſt recht gut, ſo lange man etwas iſt. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen ſich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Seyn iſt, ſo merkt denn doch ein jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachläſſigen.“ — „Du haſt Recht,“ verſetzte der Major, und konnte ſich faſt eines Seufzers nicht enthalten. — „Vielleicht nicht ganz Recht,“ ſagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht ſo lange aufſtutzen wollte als nur möglich iſt. Ihr andern aber habt Urſache auf andere Dinge zu ſehen, die bedeutender und nachhaltiger ſind.“ — „Doch gibt es Gelegenheiten,“ ſagte der Major, „wo man ſich innerlich friſch fühlt und ſein Aeußeres auch gar gern wieder auffriſchen möchte.“

Da der Ankömmling die wahre Gemüthslage des Majors nicht ahnen konnte, ſo nahm er dieſe Aeußerung im Soldatenſinne und ließ ſich weitläufig darüber aus: wie viel bei Militär auf's Aeußere ankomme und wie der Officier, der ſo manches auf ſeine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerkſamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

„Es iſt zum Beiſpiel unverantwortlich," fuhr er fort, „daß eure Schläfe ſchon grau ſind, daß hie und da ſich Runzeln zuſammenziehen und daß euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerey und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um ſich zu beſchädigen oder wenigſtens lange Weile zu machen."

Der Major fand bei dieſer zufälligen Unterredung zu ſehr ſeinen Vortheil, als daß er ſie ſo bald hätte abbrechen ſollen; doch ging er leiſe und ſelbſt gegen einen alten Bekannten mit Behutſamkeit zu Werke. — „Das habe ich nun leider verſäumt!" rief er aus, „und nachzuholen iſt es nicht; ich muß mich nun ſchon darein ergeben, und ihr werdet deßhalb nicht ſchlimmer von mir denken."

„Verſäumt iſt nichts!" erwiderte jener, „wenn ihr andern ernſthaften Herren nur nicht ſo ſtarr und ſteif wäret, nicht gleich einen jeden, der ſein Aeußeres bedenkt, für eitel erklären und euch dadurch ſelbſt die

Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Geſellſchaft zu ſeyn und ſelbſt zu gefallen.“ — „Wenn es auch keine Zauberey iſt,“ lächelte der Major, „wodurch ihr andern euch jung erhaltet, ſo iſt es doch ein Geheimniß, oder wenigſtens ſind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen geprieſen werden, von denen ihr aber die beſten herauszuproben wißt.“ — „Du magſt im Scherz oder im Ernſt reden,“ verſetzte der Freund, „ſo haſt du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher verſucht hat, um dem Aeußeren einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, gibt es wirklich unſchätzbare, einfache ſowohl als zuſammengeſetzte Mittel, die mir von Kunſtgenoſſen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir ſelbſt ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharre nun, ohne deßhalb meine weitern Forſchungen aufzugeben. So viel kann ich dir ſagen und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkäſtchen führe ich bei mir, über allen Preis! ein Käſtchen, deſſen Wirkungen ich wohl an dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zuſammen blieben.“

Der Gedanke, etwas dieſer Art ſey möglich und dieſe Möglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke ſo zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geiſt des Majors dergeſtalt, daß er wirklich ſchon friſcher und munterer ausſah und von der Hoffnung, Haupt und Geſicht mit ſeinem Herzen in Uebereinſtimmung zu brin-

gen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung geſetzt, bei Tiſche ein ganz anderer Menſch erſchien, Hilariens anmuthigen Aufmerkſamkeiten getroſt entgegen ging und auf ſie mit einer gewiſſen Zuverſicht blickte, die ihm heute früh noch ſehr fremd geweſen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatraliſche Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt; ſo wurde der Major um ſo verlegener, als jener gleich nach Tiſche ſich zu entfernen und ſeinen Weg weiter fortzuſetzen drohte. Auf alle Weiſe ſuchte er den Aufenthalt ſeines Freundes, wenigſtens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorſpann und Relais auf morgen früh andringlich zuſagte. Genug, die heilſame Toilette ſollte nicht aus dem Hauſe, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major ſah ſehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren ſey und ſuchte daher gleich nach Tiſche ſeinen alten Günſtling allein zu ſprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache los zu gehen, ſo lenkte er von weitem dahin, indem er das vorige Geſpräch wieder auffaſſend verſicherte: er für ſeine Perſon würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menſchen einen jeden, dem ſie ein ſolches Beſtreben anmerken, für eitel erklärten

und ihm dadurch ſogleich wieder an der ſittlichen Achtung entzögen, was ſie ſich genöthigt fühlten an der ſinnlichen ihm zuzugeſtehen.

„Mache mich mit ſolchen Redensarten nicht verdrießlich!“ verſetzte der Freund; „denn das ſind Ausdrücke, die ſich die Geſellſchaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es ſtrenger nehmen will, wodurch ſich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausſpricht. Wenn du es recht genau betrachteſt: was iſt denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Menſch ſoll Freude an ſich ſelbſt haben, und glücklich wer ſie hat. Hat er ſie aber, wie kann er ſich verwehren dieſes angenehme Gefühl merken zu laſſen? Wie ſoll er mitten im Daſeyn verbergen, daß er eine Freude am Daſeyn habe? Fände die gute Geſellſchaft, denn von der iſt doch hier allein die Rede, nur alsdann dieſe Aeußerungen tadelhaft, wenn ſie zu lebhaft werden, wenn eines Menſchen Freude an ſich und ſeinem Weſen die andern hinderte Freude an dem ihrigen zu haben und ſie zu zeigen, ſo wäre nichts dabei zu erinnern, und von dieſem Uebermaß iſt auch wohl der Tadel zuerſt ausgegangen. Aber was ſoll eine wunderlich-verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt erlaubt? ja, ohne die eine gute Geſellſchaft gar nicht exiſtiren könnte:

denn das Gefallen an ſich ſelbſt, das Verlangen, dieſes Selbſtgefühl andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menſchen wären eitel, wären es aber mit Bewußtſeyn, mit Maß und im rechten Sinne: ſo würden wir in der gebildeten Welt die glücklichſten Menſchen ſeyn. Die Weiber, ſagt man, ſind eitel von Hauſe aus; doch es kleidet ſie und ſie gefallen uns um deſto mehr. Wie kann ein junger Menſch ſich bilden, der nicht eitel iſt? Eine leere, hohle Natur wird ſich wenigſtens einen äußern Schein zu geben wiſſen, und der tüchtige Menſch wird ſich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, ſo habe ich Urſache mich auch deßhalb für den glücklichſten Menſchen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt eitel zu ſeyn, und weil ich, je mehr ich es bin, nur deſto mehr Vergnügen den Menſchen verſchaffe. Ich werde gelobt, wo man andere tadelt, und habe, gerade auf dieſem Wege, das Recht und das Glück noch in einem Alter das Publicum zu ergötzen und zu entzücken, in welchem andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten, oder nur mit Schmach darauf verweilen.“

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieſer Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, ſollte nur zu einem Uebergang dienen, um dem Freunde, auf eine geſchickte Weiſe, ſeinen Wunſch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgeſetzten Ge-

ſprach, das Ziel noch weiter verrückt zu ſehen und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Für mich," ſagte er, „wäre ich gar nicht abgeneigt auch zu deiner Fahne zu ſchwören, da du es nicht für zu ſpät hältſt und glaubſt, daß ich das Verſäumte noch einigermaßen nachholen könne. Theile mir etwas von deinen Tincturen, Pomaden und Balſamen mit, und ich will einen Verſuch machen."

„Mittheilungen," ſagte der andere, „ſind ſchwerer als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich dir von meinem Fläſchchen etwas abfülle und von den beſten Ingredienzien meiner Toilette die Hälfte zurücklaſſe; die Anwendung iſt das Schwerſte. Man kann das Ueberlieferte ſich nicht gleich zu eigen machen; wie dieſes und jenes paſſe, unter was für Umſtänden, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen ſeyen, dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja ſelbſt dieſe wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede iſt, ein angebornes Talent hat."

„Du willſt, wie es ſcheint," verſetzte der Major, „nun wieder zurücktreten. Du machſt mir Schwierigkeiten, um deine, freilich etwas fabelhaften, Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du haſt nicht Luſt mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die That zu prüfen."

„Durch dieſe Neckereyen, mein Freund," verſetzte

der andere, „würdeſt du mich nicht bewegen deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht ſelbſt ſo gute Geſinnungen gegen dich hätte, wie ich es ja zuerſt dir angeboten habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Menſch hat gar eine eigne Luſt Proſelyten zu machen, dasjenige was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich in andern zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen was er ſelbſt genießt und ſich in ihnen wieder zu finden, und darzuſtellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus iſt, ſo iſt er der liebenswürdigſte und lobenswürdigſte, derjenige der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhält. Aus ihm nehme ich denn auch, abgeſehen von der Freundſchaft die ich zu dir hege, die Luſt einen Schüler in der Verjüngungskunſt aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meiſter erwarten kann, daß er keine Pfuſcher ziehen will, ſo bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich ſagte ſchon: weder Specereyen noch irgend eine Anweiſung iſt hinlänglich; die Anwendung kann nicht im allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Luſt meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir ſogleich anbieten. Ich laſſe dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tauſendkünſtler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimniſſe eingeweiht iſt, doch die ganze Behandlung recht gut verſteht und für den Anfang dir von großem Nutzen ſeyn wird,

bis du dich in die Sache ſo hineinarbeiteſt, daß ich dir die höheren Geheimniſſe endlich auch offenbaren kann.

„Wie!“ rief der Major, „du haſt auch Stufen und Grade deiner Verjüngungskunſt? Du haſt noch Geheimniſſe für die Eingeweihten? „Ganz gewiß!“ verſetzte jener. „Das müßte gar eine ſchlechte Kunſt ſeyn, die ſich auf einmal faſſen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geſchaut werden könnte, der zuerſt hereintritt.“

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewieſen, der ihn gut zu halten verſprach. Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläſer hergeben, ſie wußte nicht wozu; die Theilung ging vor ſich, man war bis in die Nacht munter und geiſtreich zuſammen. Bei dem ſpäteren Aufgang des Mondes fuhr der Gaſt hinweg und verſprach in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf ſein Zimmer. Er war früh aufgeſtanden, hatte ſich den Tag nicht geſchont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand ſtatt eines Dieners nunmehr zwey. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weiſe eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verſchönerungsmittel anzubringen die Nacht ſey, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung deſto ſicherer vor ſich gehe. Der Major mußte ſich alſo gefallen laſſen, daß ſein Haupt geſalbt, ſein Geſicht beſtrichen, ſeine Augenbrau-

braunen bepinſelt und ſeine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verſchiedene Ceremonien erfordert; ſogar ſollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgeſetzt, ſondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte ſich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch ſich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einſchlief. Sollen wir aber in ſeine Seele ſprechen, ſo fühlte er ſich mumienhaft, zwiſchen einem Kranken und einem Einbalſamirten. Allein das ſüße Bild Hilariens, umgeben von den heiterſten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles was zum Anzuge des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff aus dem Bette zu ſteigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine ſolche Uebereilung proteſtirte. Man müſſe ruhen, man müſſe ſich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für ſo manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben ſolle. Der Herr vernahm ſodann, daß er in einiger Zeit aufzuſtehen, ein kleines Frühſtück zu genießen und alsdann in ein Bad zu ſteigen habe, welches ſchon bereitet ſey. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, ſie mußten befolgt werden, und einige Stunden gingen unter dieſen Geſchäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte ſich geſchwind in die Kleidung zu werfen; denn er war ſeiner Natur nach expedit und wünſchte noch überdieß Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm ſein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man ſich durchaus abgewöhnen müſſe fertig werden zu wollen. Alles was man thue, müſſe man langſam und behaglich vollbringen, beſonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsſtunde mit ſich ſelbſt anzuſehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit ſeinen Reden völlig überein. Dafür glaubte ſich aber auch der Major wirklich beſſer angezogen als jemals, als er vor den Spiegel trat und ſich auf das ſchmuckeſte herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen hatte der Kammerdiener ſogar die Uniform moderner zugeſtutzt, indem er die Nacht auf dieſe Verwandlung wendete. Eine ſo ſchnell erſcheinende Verjüngung gab dem Major einen beſonders heitern Sinn, ſo daß er ſich von innen und außen erfriſcht fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegen eilte.

Er fand ſeine Schweſter vor dem Stammbaume ſtehen, den ſie hatte aufhängen laſſen, weil Abends vorher zwiſchen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede geweſen, welche, theils unverheirathet, theils in fernen Landen wohnhaft, theils gar verſchollen, mehr oder weniger den beiden Geſchwiſtern, oder ihren Kin-

dern, auf reiche Erbſchaften Hoffnung machten. Sie unterhielten ſich einige Zeit darüber, ohne des Punctes zu erwähnen, daß ſich bisher alle Familienſorgen und Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilarions Neigung hatte ſich dieſe ganze Anſicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch ſeine Schweſter in dieſem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte ſich, der Major ſtand allein vor dem lakoniſchen Familiengemählde, Hilarie trat an ihn heran, lehnte ſich kindlich an ihn, beſchaute die Tafel und fragte: wen er alles von dieſen gekannt habe? und wer wohl noch leben und übrig ſeyn möchte?

Der Major begann ſeine Schilderung von den älteſten, deren er ſich aus ſeiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verſchiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denſelben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, ſprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verſchwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillſchweigen übergieng er diejenigen, deren man ſich hätte zu ſchämen gehabt. Endlich kam er an die unterſten Reihen. Da ſtand nun ſein

Bruder, der Obermarſchall, er und ſeine Schweſter und unten drunter ſein Sohn und daneben Hilarie.

„Dieſe ſehen einander gerade genug in's Geſicht,“ ſagte der Major, und fügte nicht hinzu was er im Sinne hatte. Nach einer Pauſe verſetzte Hilarie beſcheiden, halblaut und faſt mit einem Seufzer: „und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt!“ Zugleich ſah ſie mit ein paar Augen an ihn hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorſprach. „Verſteh' ich dich recht?“ ſagte der Major, indem er ſich zu ihr wendete. — „Ich kann nichts ſagen,“ verſetzte Hilarie lächelnd, „was Sie nicht ſchon wiſſen.“— „Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne!“ rief er aus und fiel ihr zu Füßen. „Willſt du mein ſeyn?“ — „Um Gottes Willen ſtehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig.“

Die Baronin trat herein. Ohne überraſcht zu ſeyn ſtutzte ſie. — „Wäre es ein Unglück,“ ſagte der Major, „Schweſter! ſo iſt die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken.“

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergeſtalt geliebt, daß ſie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war ſelbſt die Neigung Hilariens aus dieſer Vorliebe der Mutter, wo nicht entſprungen, doch gewiß genährt worden. Alle drey vereinigten ſich nunmehr in Einer Liebe, Einem Behagen und ſo floſſen für ſie die glücklichſten Stunden dahin. Nur wurden ſie

denn doch zuletzt auch wieder die Welt um ſich her gewahr und dieſe ſteht ſelten mit ſolchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien beſtimmt, das ihm ſehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geſchäfts mit dem Obermarſchall ſollte der Major ſeinen Sohn in der Garniſon beſuchen, alles mit ihm abreden und dieſe Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zuſtand verruckt; die Verhältniſſe, die ſonſt ſich freundlich in einander ſchmiegten, ſchienen ſich nunmehr anzufeinden, und es war ſchwer vorauszuſehen was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indeſſen mußte ſich der Major entſchließen ſeinen Sohn aufzuſuchen, dem er ſich ſchon angemeldet hatte. Er machte ſich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne ſonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlaſſen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit ſeinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte ſeines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten ſich nach ſo langer Trennung auf's herzlichſte. Sie hatten einander viel zu ſagen und ſprachen doch nicht ſogleich aus, was ihnen

zunächſt am Herzen lag. Der Sohn erging ſich in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwiſchen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und ſonſt, verhandelt und beſchloſſen worden.

Das Geſpräch fing ſchon einigermaßen an zu ſtocken, als der Sohn ſich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd ſagte: „Sie behandeln mich ſehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Beſitzthümern und Vermögen und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigſtens zum Theil, es mir eigen werden ſoll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten daß ich ihn ſelbſt ausſpreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu ſeyn.“

Der Major befand ſich bei dieſen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils ſeiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des andern mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforſchen, ſo ſchwieg er und blickte den Sohn mit einem zweydeutigen Lächeln an. — „Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu ſagen habe,“ fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur raſch, ein für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlaſſen, die, bei ſo vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es ge-

ſagt ſeyn, und ſo ſey es gleich geſagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich Zeitlebens in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen ſtehen möchte; aber eine andere hat meine Leidenſchaft erregt, meine Neigung gefeſſelt. Unwiderſtehlich iſt dieſer Hang: Sie werden mich nicht unglücklich machen.“

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die ſich über ſein Geſicht verbreiten wollte und fragte den Sohn mit einem milden Ernſt: „wer denn die Perſon ſey, welche ſich ſeiner ſo gänzlich bemächtigen können?“ — „Sie müſſen dieſes Weſen ſehen, mein Vater: denn ſie iſt ſo unbeſchreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden ſelbſt von ihr hingeriſſen, wie jederman, der ſich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und ſehe Sie als den Rival Ihres Sohnes.“

„Wer iſt ſie denn?“ fragte der Major. „Wenn du ihre Perſönlichkeit zu ſchildern nicht im Stande biſt, ſo erzähle mir wenigſtens von ihren äußern Umſtänden: denn dieſe ſind doch wohl eher auszuſprechen.“ — „Wohl, mein Vater!“ verſetzte der Sohn; „und doch würden auch dieſe äußeren Umſtände bei einer andern anders ſeyn, anders auf eine andere wirken. Sie iſt eine junge Witwe, Erbin eines alten, reichen, vor kurzem verſtorbenen Mannes, unabhängig und höchſt werth es zu ſeyn, von vielen umgeben, von eben ſo vielen ge-

liebt, von eben ſo vielen umworben, doch wenn ich mich nicht ſehr betriege, mir von Herzen angehörig.“

Mit Behaglichkeit, weil der Vater ſchwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort das Betragen der ſchönen Witwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderſtehliche Anmuth, jene zarten Gunſtbezeigungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein geſuchten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne ſich eben für ihn ganz und gar zu entſcheiden. Unter jeden andern Umſtänden hätte er gewiß geſucht einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbſtbetrug aufmerkſam zu machen, der wahrſcheinlich hier obwalten könnte; aber dießmal war ihm ſelbſt viel daran gelegen, wenn der Sohn ſich nicht täuſchen, wenn die Witwe ihn wirklich lieben und ſich ſo ſchnell als möglich zu ſeinen Gunſten entſcheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen ſolchen Zweifel bei ſich ablehnte, vielleicht auch nur verſchwieg.

„Du ſetzeſt mich in große Verlegenheit,“ begann der Vater nach einiger Pauſe. „Die ganze Uebereinkunft zwiſchen den übrig gebliebenen Gliedern unſers Geſchlechts beruht auf der Vorausſetzung, daß du dich mit Hilarien verbindeſt. Heirathet ſie einen Fremden, ſo iſt die ganze, ſchöne, künſtliche Vereinigung eines anſehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und du beſonders in deinem Theile nicht zum beſten bedacht. Es

gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig ſonderbar klingt, und wobei du auch nicht viel gewinnen würdeſt: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wodurch ich dir aber ſchwerlich ein großes Vergnügen machen würde.“

„Das größte von der Welt!“ rief der Lieutenant aus: „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieſes höchſte Glück einem jeden Freund, einem jeden gönnte, der ihm werth iſt! Sie ſind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig iſt nicht Hilarie! und ſchon der vorüberſchwebende Gedanke ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von friſcher Muthigkeit. Laſſen Sie uns dieſen Einfall, dieſen Vorſchlag aus dem Stegreife ja recht gut durchſinnen und ausdenken. Dann würde ich erſt recht glücklich ſeyn, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erſt recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schickſal bedacht, an ſich ſelbſt ſo ſchön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erſt muthig zutraulich und mit recht offnem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie ſelbſt fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegen gehen.“

Mit dieſen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einſtreuen

wollte, nicht Raum gewinnen, ſondern eilte mit ihm zur ſchönen Witwe, welche ſie in einem großen wohleingerichteten Hauſe, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen aber ausgeſuchten Geſellſchaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Weſen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte ſie den Major zum Helden dieſes Abends zu machen. Die übrige Geſellſchaft ſchien ihre Familie, der Major allein der Gaſt zu ſeyn. Sie kannte ſeine Verhältniſſe recht gut, und doch wußte ſie darnach zu fragen, als wenn ſie alles erſt von ihm recht erfahren wollte; und ſo mußte auch jedes von der Geſellſchaft ſchon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der eine mußte ſeinen Bruder, der andere ſeine Güter und der dritte ſonſt wieder etwas gekannt haben, ſo daß der Major bei einem lebhaften Geſpräch ſich immer als den Mittelpunct fühlte. Auch ſaß er zunächſt bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln auf ihn gerichtet; genug, er fand ſich ſo behaglich, daß er beinahe die Urſache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte ſie ſeines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitſprach; er ſchien für ſie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Frauenzimmerliche Handarbeiten in Geſellſchaft unternommen und ſcheinbar gleichgültig fortgeſetzt erhalten durch Klugheit und Anmuth oft eine wichtige Bedeu-

tung. Unbefangen und emsig fortgesetzt geben solche Bemühungen einer Schönen das Ansehen völliger Unaufmerksamkeit auf die Umgebung, und erregen in derselben ein stilles Mißgefühl. Dann aber gleichsam wie bei'm Erwachen ein Wort ein Blick versetzt die Abwesende wieder mitten in die Gesellschaft, sie erscheint als neu willkommen, legt sie aber gar die Arbeit in den Schoos nieder, zeigt sie Aufmerksamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem sich die Männer so gern ergehen, dieß wird demjenigen höchst schmeichelhaft, den sie dergestalt begünstigt.

Unsere schöne Witwe arbeitete auf diese Weise an einer so prächtigen als geschmackvollen Brieftasche, die sich noch überdieß durch ein größeres Format auszeichnete. Diese ward nun eben von der Gesellschaft besprochen, von dem nächsten Nachbar aufgenommen, unter großen Lobpreisungen der Reihe nach herumgegeben, indessen die Künstlerin sich mit dem Major von ernsten Gegenständen besprach; ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung, doch als solches an den Major kam, schien sie es als seiner Aufmerksamkeit nicht werth von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weise die Verdienste der Arbeit anzuerkennen verstand, inzwischen der Hausfreund darin ein Penelopeisch zauderhaftes Werk zu sehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und gesellte

ſich zufällig zuſammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „was ſagen Sie zu meinem Vater?“ Lächelnd verſetzte ſie: „mich däucht, daß Sie ihn wohl zum Muſter nehmen könnten. Sehn Sie nur wie nett er angezogen iſt! Ob er ſich nicht beſſer trägt und hält als ſein lieber Sohn!“ So fuhr ſie fort den Vater auf Unkoſten des Sohnes zu beſchreien und zu loben, und eine ſehr gemiſchte Empfindung von Zufriedenheit und Eiferſucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, ſo geſellte ſich der Sohn zum Vater und erzählte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug ſich nur deſto freundlicher gegen die Witwe, und ſie ſetzte ſich gegen ihn ſchon auf einen lebhafteren, vertraulichern Ton. Kurz, man kann ſagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major ſo gut als die übrigen alle, ihr und ihrem Kreiſe ſchon angehörte.

Ein ſtark einfallender Regen hinderte die Geſellſchaft auf die Weiſe nach Hauſe zu kehren, wie ſie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande: man ſitze ohnehin ſchon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in ſein Zimmer trat, fühlte ſich wirklich in einer Art von Taumel, von Unſicherheit ſei-

ner ſelbſt, wie es denen geht, die ſchnell aus einem Zuſtande in den entgegengeſetzten übertreten. Die Erde ſcheint ſich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge deſſen, der auf einmal in's Finſtere tritt. So fühlte ſich der Major noch von der Gegenwart des ſchönen Weſens umgeben. Er wünſchte ſie noch zu ſehen, zu hören, ſie wieder zu ſehen, wieder zu hören; und nach einiger Beſinnung verzieh er ſeinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Anſprüche machen dürfe ſo viel Vorzüge zu beſitzen.

Aus dieſen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinſtürzte, den Vater umarmte und ausrief: „ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt!" Nach ſolchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die ſchöne Frau, im Geſpräch gegen ihn, des Sohnes auch nicht mit einer Sylbe erwähnt habe. — „Das iſt eben ihre zarte, ſchweigende, halbſchweigende, halbandeutende Manier, wodurch man ſeiner Wünſche gewiß wird und ſich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war ſie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich geſtehe es gern, daß ich zurückblieb, um ſie noch einen Augenblick zu ſehen. Ich fand ſie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiß wohl, es iſt ihre Gewohnheit: wenn die Geſellſchaft weg iſt, darf kein Licht ausgelöſcht werden.

Sie geht allein auf ihren Zauberſälen auf und ab, wenn die Geiſter entlaſſen ſind, die ſie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter deſſen Schutz ich zurückkam. Sie ſprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren ſchon einigemale bis an's Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt iſt. War ſie ſchön, wenn ſie ſich unter den Kronleuchtern her bewegte, ſo war ſie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem ſanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und ſtanden bei'm Umkehren einen Augenblick ſtill. Ich weiß nicht was mir die Verwegenheit abnöthigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigſten Geſpräch, auf einmal ihre Hand zu faſſen, dieſe zarte Hand zu küſſen, ſie an mein Herz zu drücken. Man zog ſie nicht weg. Himmliſches Weſen, rief ich, verbirg dich nicht länger vor mir. Wenn in dieſem ſchönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor dir ſteht; ſo verhülle ſie nicht länger, offenbare ſie, geſtehe ſie! es iſt die ſchönſte, es iſt die höchſte Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Armen auf!

Ich weiß nicht was ich alles ſagte, ich weiß nicht wie ich mich gebärdete. Sie entfernte ſich nicht, ſie widerſtrebte nicht, ſie antwortete nicht. Ich wagte es ſie in meine Arme zu faſſen, ſie zu fragen, ob ſie die

Meinige ſeyn wolle. Ich küßte ſie mit Ungeſtüm; ſie drängte mich weg. — Ja doch, ja! oder ſo etwas ſagte ſie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: ich ſende meinen Vater, der ſoll für mich reden! — Kein Wort mit ihm darüber! verſetzte ſie, indem ſie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie ſich, vergeſſen Sie, was geſchehen iſt.

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er ſagte jedoch zum Sohne: „Was glaubſt du nun, was zu thun ſey? Die Sache iſt, dächt' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht ſehr ſchicklich iſt, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte.“ „Um Gotteswillen mein Vater!“ rief er aus: „das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit geſtört und verſtimmt ſeyn. Es iſt genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart dieſe Verbindung beſchleunigt, ohne daß Sie ein Wort ausſprechen. Ja Sie ſind es, dem ich mein Glück ſchuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel beſiegt, und niemals würde der Sohn einen ſo glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.“

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten ſie tief bis in die Nacht. Sie vereinigten ſich wechſelſeitig

über ihre Plane; der Major wollte nur noch der Form wegen einen Abſchiedsbeſuch machen, und ſodann ſeiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn ſollte die ſeinige befördern und beſchleunigen, wie es möglich wäre.

Viertes Capitel.

Der ſchönen Witwe machte unſer Major einen Morgenbeſuch um Abſchied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Abſicht ſeines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand ſie in zierlichſter Morgenkleidung in Geſellſchaft einer ältern Dame, die durch ein höchſt geſittetes freundliches Weſen ihn alſobald einnahm. Die Anmuth der jüngern, der Anſtand der älteren ſetzten das Paar in das wünſchenswertheſte Gleichgewicht, auch ſchien ihr wechſelſeitiges Betragen durchaus dafür zu ſprechen, daß ſie einander angehörten.

Die jüngere ſchien eine fleißig gearbeitete, uns von geſtern ſchon bekannte Brieftaſche ſo eben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erſcheinens wendete ſie ſich zur Freundin und reichte das künſtliche Werk hin, gleichſam ein unterbrochenes Geſpräch wieder anknüpfend: „Sie ſehen alſo daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen manchen Zögerns und Säumens den Anſchein nicht hatte.“

„Sie kommen eben recht, Herr Major,“ ſagte die ältere, „unſern Streit zu entſcheiden, oder wenigſtens ſich

für eine oder die andere Partey zu erklären; ich behaupte, man fängt eine ſolche weitſchichtige Arbeit nicht an, ohne einer Perſon zu gedenken der man ſie beſtimmt hat, man vollendet ſie nicht ohne einen ſolchen Gedanken. Beſchauen Sie ſelbſt das Kunſtwerk, denn ſo nenn' ich es billig, ob dergleichen ſo ganz ohne Zweck unternommen werden kann.“

Unſer Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zuſprechen. Theils geflochten, theils geſtickt, erregte ſie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen zu erfahren wie ſie gemacht ſey. Die bunte Seide waltete vor, doch war auch das Gold nicht verſchmäht, genug man wußte nicht ob man Pracht oder Geſchmack mehr bewundern ſollte.

„Es iſt doch noch einiges daran zu thun,“ verſetzte die Schöne, indem ſie die Schleife des umſchlingenden Bandes wieder aufzog und ſich mit dem Innern beſchäftigte. „Ich will nicht ſtreiten,“ fuhr ſie fort, „aber erzählen will ich wie mir bei ſolchem Geſchäft zu Muthe iſt. Als junge Mädchen werden wir gewöhnt mit den Fingern zu tifteln und mit den Gedanken umher zu ſchweifen, beides bleibt uns indem wir nach und nach die ſchwerſten und zierlichſten Arbeiten verfertigen lernen, und ich läugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieſer Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Perſonen, an Zuſtände, an Freud' und Leid. Und ſo ward mir das Angefangene werth und das Vollendete, ich darf wohl

ſagen, koſtbar. Als ein ſolches nun durft' ich das Geringſte für etwas halten, die leichteſte Arbeit gewann einen Werth, und die ſchwierigſte doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung dabei reicher und vollſtändiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Perſonen glaubt' ich daher dergleichen immer anbieten zu können; ſie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigenſten überreichte, das vielfach und unausſprechlich doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereinigt immer wie ein freundlicher Gruß wohlgefällig aufgenommen ward."

Auf ein ſo liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiderung möglich; doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohlklingende Worte zu fügen. Der Major aber, von jeher gewohnt die anmuthige Weisheit Römiſcher Schriftſteller und Dichter zu ſchätzen und ihre leuchtenden Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte ſich einiger hierher gar wohl paſſender Verſe, hütete ſich aber, um nicht als Pedant zu erſcheinen, ſie auszuſprechen oder auch ihrer nur zu erwähnen; verſuchte jedoch, um nicht ſtumm und geiſtlos zu erſcheinen, aus dem Stegreif eine proſaiſche Paraphraſe, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Geſpräch beinahe in's Stocken gerathen wäre.

Die ältere Dame griff deßhalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buche, es war eine Sammlung von Poeſien, welche ſo eben die Auf-

merkſamkeit der Freundinnen beſchäftigte; dieß gab Gelegenheit von Dichtkunſt überhaupt zu ſprechen, doch blieb die Unterhaltung nicht lange im allgemeinen, denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß ſie von dem poetiſchen Talent des Majors unterrichtet ſeyen. Ihnen hatte der Sohn, der ſelbſt auf den Ehrentitel eines Dichters ſeine Abſichten nicht verbarg, von den Gedichten ſeines Vaters vorgeſprochen, auch einiges recitirt; im Grunde um ſich mit einer poetiſchen Herkunft zu ſchmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt iſt, ſich für einen Vorſchreitenden, die Fähigkeiten des Vaters ſteigernden Jüngling beſcheidentlich geben zu können. Der Major aber, der ſich zurückzuziehen ſuchte, da er bloß als Literator und Liebhaber gelten wollte, ſuchte, da ihm kein Ausweg gelaſſen war wenigſtens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er ſich ebenfalls geübt habe, für ſubaltern und faſt für unächt wollte angeſehen wiſſen; er konnte nicht läugnen, daß er in demjenigen, was man beſchreibend, und in einem gewiſſen Sinne belehrend nennt, einige Verſuche gemacht habe.

Die Damen, beſonders die jüngere, nahmen ſich dieſer Dichtart an; ſie ſagte: „wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menſchen Wunſch und Abſicht bleibt, was ſoll uns da das aufgeregte Weſen das uns willkürlich anreizt ohne etwas zu geben, das uns beunruhigt um uns denn

doch zuletzt uns wieder selbst zu überlassen; unendlich viel angenehmer ist mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene die mich in heitere Gegenden versetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwerth des Einfachländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buschige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landsees hinführt, da denn auch wohl gegenüber, erst angebaute Hügel, sodann waldgekrönte Höhen emporsteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemählde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, so bin ich auf meinem Sopha dankbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderschaft, vielleicht unter andern ungünstigen Umständen vor Augen sehe.“

Der Major, der das vorwaltende Gespräch eigentlich nur als Mittel ansah seine Zwecke zu befördern, suchte sich wieder nach der lyrischen Dichtkunst hinzuwenden, worin sein Sohn wirklich Löbliches geleistet hatte. Man widersprach ihm nicht gerade zu, aber man suchte ihn von dem Wege wegzuscherzen den er eingeschlagen hatte, besonders da er auf leidenschaftliche Gedichte hinzudeuten schien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entschiedene Neigung seines Herzens nicht ohne Kraft und Geschick vorzutragen ge-

ſucht hatte. „Lieder der Liebenden,“ ſagte die ſchöne Frau, „mag ich weder vorgeleſen noch vorgeſungen, glücklich Liebende beneidet man, eh' man ſich's verſieht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile.“

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und ſagte: „warum machen wir ſolche Umſchweife, verlieren die Zeit in Umſtändlichkeiten, gegen einen Mann den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir ſein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenſchaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten vorträgt, ſchon theilweiſe zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten auch das Ganze nicht vorzuenthalten?“ „Ihr Sohn,“ fuhr ſie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht den Zuſammenhang zu ſehen.“ Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und dieſe hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem ſie es für eine offenbare Ausflucht anſprachen, um die Erfüllung ihrer Wünſche indirect abzulehnen. Er kam nicht los bis er unbewunden verſprochen hatte das Gedicht zu ſenden, ſodann aber nahm das Geſpräch eine Wendung, die ihn hinderte zu Gunſten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, beſonders da ihm dieſer alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit ſchien, ſich zu beurlauben, und der Freund auch deßhalb einige Bewegung machte, ſprach

die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch ſie nur noch ſchöner ward, indem ſie die friſch geknüpfte Schleife der Brieftaſche ſorgfältig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber ſind längſt ſchon leider im Ruf daß ihren Verſprechen und Zuſagen nicht viel zu trauen ſey; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deßhalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange ſondern gebe. Nehmen Sie dieſe Brieftaſche, ſie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht, viel Erinnerungen ſind daran geknüpft, manche Zeit verging unter der Arbeit, endlich iſt ſie fertig, bedienen Sie ſich derſelben als eines Boten uns ihre liebliche Arbeit zu überbringen.“

Bei ſolch unerwartetem Anerbieten fühlte ſich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieſer Gabe hatte ſo gar kein Verhältniß zu dem was ihn gewöhnlich umgab, zu dem übrigen deſſen er ſich bediente, daß er ſie ſich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte; doch nahm er ſich zuſammen, und wie ſeinem Erinnern ein überliefertes Gute niemals verſagte, ſo trat eine claſſiſche Stelle alsbald ihm in's Gedächtniß. Nur wäre es pedantiſch geweſen ſie anzuführen, doch regte ſie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegreife mit artiger Paraphraſe einen freundlichen Dank und ein zierliches Compliment entgegen zu bringen im Falle war; und ſo ſchloß ſich denn dieſe Scene auf eine befriedigende Weiſe für die ſämmtlichen Unterredenden.

Alſo fand er ſich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß verflochten; er hatte zu ſenden, zu ſchreiben zugeſagt, ſich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlaſſung einigermaßen unangenehm fiel, ſo mußte er doch für ein Glück ſchätzen auf eine heitere Weiſe mit dem Frauenzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm ſo nah angehören ſollte. Er ſchied alſo nicht ohne eine gewiſſe innere Zufriedenheit; denn wie ſollte der Dichter eine ſolche Aufmunterung nicht empfinden, deſſen treufleißiger Arbeit, die ſo lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerkſamkeit zu Theil wird.

Gleich nach ſeiner Rückkehr in's Quartier ſetzte der Major ſich nieder zu ſchreiben, ſeiner guten Schweſter alles zu berichten, und da war nichts natürlicher als daß in ſeiner Darſtellung eine gewiſſe Exaltation ſich hervorthat, wie er ſie ſelbſt empfand, die aber durch das Einreden ſeines von Zeit zu Zeit ſtörenden Sohns noch mehr geſteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieſer Brief einen ſehr gemiſchten Eindruck; denn wenn auch der Umſtand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befördert und beſchleunigt werden konnte, geeignet war ſie ganz zufrieden zu ſtellen, ſo wollte ihr doch die ſchöne Witwe nicht gefallen, ohne daß ſie ſich deßwegen Rechenſchaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieſer Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthuſiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; ſie kennen ſich unter einander zu gut um ſich einer ſolchen ausſchließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Laden, wo der Handelsmann mit ſeinen Waaren die er kennt im Vortheil ſteht, auch ſie in dem beſten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unſchuld hereintritt, er bedarf der Waare, will und wünſcht ſie und verſteht gar ſelten ſie mit Kenneraugen zu betrachten. Jener weiß recht gut was er gibt, dieſer nicht immer was er empfängt. Aber es iſt einmal im menſchlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja ſo löblich als nothwendig, denn alles Begehren und Freyen, alles Kaufen und Tauſchen beruht darauf.

In Gefolge ſolches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baroneſſe weder mit der Leidenſchaft des Sohns noch mit der günſtigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden ſeyn; ſie fand ſich überraſcht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters ſich nicht abweiſen. Hilarie iſt ihr zu jung für den Bruder, die Witwe für den Sohn nicht jung genug; indeſſen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten ſcheint. Ein frommer Wunſch, daß alles gut gehen

mdge, ſtieg mit einem leiſen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern nahm ſie die Feder und ſchrieb an jene menſchenkennende Freundin, indem ſie nach einem geſchichtlichen Eingang alſo fortfuhr.

„Die Art dieſer jungen verführeriſchen Witwe iſt mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang ſcheint ſie abzulehnen und nur eine Frau um ſich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr ſchmeichelt und wenn ihre ſtummen Vorzüge ſich nicht klar genug darthäten, ſie noch mit Worten und geſchickter Behandlung der Aufmerkſamkeit zu empfehlen weiß. Zuſchauer, Theilnehmer an einer ſolchen Repräſentation müſſen Männer ſeyn, daher entſteht die Nothwendigkeit ſie anzuziehen, ſie feſtzuhalten. Ich denke nichts Uebles von der ſchönen Frau, ſie ſcheint anſtändig und behutſam genug, aber eine ſolche lüſterne Eitelkeit opfert den Umſtänden auch wohl etwas auf und, was ich für das Schlimmſte halte, nicht alles iſt reflectirt und vorſätzlich, ein gewiſſes glückliches Naturell leitet und beſchützt ſie, und nichts iſt gefährlicher an ſo einer gebornen Kokette als eine aus der Unſchuld entſpringende Verwegenheit.“

Der Major nunmehr auf den Gütern angelangt widmete Tag und Stunde der Beſichtigung und Unterſuchung. Er fand ſich in dem Falle zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Aus-

führung mannichfaltigen Hinderniſſen und dem Durchkreuzen ſo vieler Zufälligkeiten unterworfen iſt, in dem Grade, daß der erſte Begriff beinahe verſchwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen ſcheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiſte die Möglichkeit eines Gelingens ſich wieder darſtellt, wenn wir die Zeit als den beſten Alliirten einer unbeſiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten ſehen.

Und ſo wäre denn auch hier der traurige Anblick ſchöner, anſehnlicher, vernachläſſigter Beſitzungen durch das verſtändige Bemerken einſichtiger Oekonomen zu einem troſtloſen Zuſtande geworden, hätte man nicht zugleich voraus geſehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verſtand und Redlichkeit benutzt, hinreichend ſeyn werde, das Abgeſtorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu verſetzen, um zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit ſeinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarſchall war angelangt und zwar mit einem ernſten Advocaten, doch gab dieſer dem Major weniger Beſorgniſſe als jener, der zu den Menſchen gehörte, die keine Zwecke haben, oder, wenn ſie einen vor ſich ſehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich und ſtündliches Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfniß ſeines Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich ernſt ſeine Gläubiger los zu werden, die Güterlaſt abzuſchütteln, die Unordnung ſeines Hausweſens in Regel zu ſetzen, eines anſtändigen ge-

ſicherten Einkommens ohne Sorge zu genießen, dagegen aber auch nicht das Geringſte von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren zu laſſen.

Im Ganzen geſtand er alles ein was die Geſchwiſter in den ungetrübten Beſitz der Güter beſonders auch des Hauptgutes ſetzen ſollte, aber auf einen gewiſſen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahr auf ſeinen Geburtstag die älteſten Freunde und die neuſten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der ſolchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Anſprüche nicht völlig aufgeben. Die Meublen alle ſollten in dem Luſthauſe bleiben, die Kupferſtiche an den Wänden, ſo wie auch die Früchte der Spaliere ihm verſichert werden. Pfirſiche und Erdbeeren von den ausgeſuchteſten Sorten, Birnen und Aepfel groß und ſchmackhaft, beſonders aber eine gewiſſe Sorte grauer kleiner Aepfel, die er ſeit vielen Jahren der Fürſtin Witwe zu verehren gewohnt war, ſollten ihm treulich geliefert ſeyn. Hieran ſchloſſen ſich andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein beſchwerlich.

Der Obermarſchall war übrigens von dem beſten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß alles nach ſeinen Wünſchen, wie es ihm ſein leichtes Temperament vorgeſpiegelt hatte, ſich endlich einrichten würde, ſo ſorgte er für eine gute Tafel, machte ſich einige Stunden auf einer müheloſen Jagd die nöthige Be-

wegung, erzählte Geſchichten auf Geſchichten und zeigte durchaus das heiterſte Geſicht; auch ſchied er auf gleiche Weiſe, dankte dem Major zum ſchönſten, daß er ſo brüderlich verfahren; verlangte noch etwas Geld, ließ die kleinen vorräthigen grauen Goldäpfel, welche dieſes Jahr beſonders wohl gerathen waren, ſorgfältig einpacken und fuhr mit dieſem Schatz, den er als eine willkommene Verehrung der Fürſtin zu überreichen gedachte, nach ihrem Witwenſitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an ſeiner Seite blieb mit ganz entgegengeſetzten Gefühlen zurück und wäre an den Verſchränkungen, die er vor ſich fand, faſt verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hülfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu löſen, das Entworrene zu genießen hoffen darf.

Glücklicherweiſe war der Advocat ein rechtlicher Mann, der, weil er ſonſt viel zu thun hatte, dieſe Angelegenheit bald beendigte. Eben ſo glücklich ſchlug ſich ein Kammerdiener des Obermarſchalls hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dem Geſchäft mitzuwirken verſprach, wodurch man einem gedeihlichen Abſchluß entgegen ſehen durfte. So angenehm aber auch dieſes war, ſo fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieſer Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um in's Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick wo ihre bisher unbeſtrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchſt peinlich iſt, ſo wird den Männern in gewiſſen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiſeſte Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerſt unangenehm, ja gewiſſermaßen ängſtlich.

Ein anderer eintretender Umſtand jedoch, der ihn hätte beunruhigen ſollen, verhalf ihm zu der beſten Laune. Sein kosmetiſcher Kammerdiener, der ihn auch bei dieſer Landpartie nicht verlaſſen hatte, ſchien einige Zeit her einen andern Weg einzuſchlagen, wozu ihn frühes Aufſtehn des Majors, tägliches Ausreiten und Umhergehen deſſelben, ſo wie der Zutritt mancher Beſchäftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarſchalls mehrerer Geſchäftsloſen, zu nöthigen ſchien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beſchäftigen das Recht hatten, ließ er den Major ſchon einige Zeit verſchont, aber deſto ſtrenger hielt er auf einige Hauptpuncte, welche bisher durch ein geringeres Hocus Pocus waren verſchleiert geweſen. Alles was nicht nur den Schein der Geſundheit bezwecken, ſondern was die Geſundheit ſelbſt aufrecht erhalten ſollte, ward eingeſchärft, beſonders aber Maß in allem und Abwechſelung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt ſodann für Haut und Haare, für Augenbraunen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichſte Form und ſchicklichſte Länge der Wiſſende ſchon länger geſorgt hatte.

Dabei wurde Mäßigung aber- und abermals in allem, was den Menſchen aus ſeinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieſer Schönheits-Erhaltungslehrer ſich ſeinen Abſchied erbat, weil er ſeinem Herrn nichts mehr nütze ſey. Indeß konnte man denken, daß er ſich doch wohl wieder zu ſeinem vorigen Patron zurückwünſchen mochte, um den mannichfaltigen Vergnügungen eines theatraliſchen Lebens fernerhin ſich ergeben zu können.

Und wirklich that es dem Major ſehr wohl wieder ſich ſelbſt gegeben zu ſeyn. Der verſtändige Mann braucht ſich nur zu mäßigen, ſo iſt er auch glücklich. Er mochte ſich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was ſich daran knüpft wieder mit Freiheit bedienen, die Geſtalt Hilariens trat in ſolchen einſamen Momenten wieder freudig hervor, und er fügte ſich in den Zuſtand des Bräutigams, vielleicht des anmuthigſten, der uns in dem geſitteten Kreiſe des Lebens gegönnt iſt.

Bei einer Pauſe des Geſchäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf ſein Gut, wo er des Verſprechens eingedenk, das er an die ſchöne Witwe gethan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, ſeine Gedichte vorſuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen; zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk- und Erinnerungsbücher, Auszüge bei'm Leſen alter und neuer Schriftſteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei ſeiner

Vorliebe für Horaz und die Römiſchen Dichter war das Meiſte daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen größtentheils Bedauern vergangner Zeit, vorübergeſchwundner Zuſtände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Heu!
Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae!

Wie iſt heut mir doch zu Muthe!
So vergnüglich und ſo klar!
Da bei friſchem Knabenblute
Mir ſo wild, ſo düſter war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken
Wie auch wohlgemuth ich ſey,
Denk' ich jene rothen Backen,
Und ich wünſche ſie herbei.

Nachdem unſer Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar bald herausgefunden, erfreute er ſich an der ſorgfältigen Reinſchrift, wie er ſie vor Jahren mit lateiniſchen Lettern, groß Octav, zierlichſt verfaßt hatte. Dieſe köſtliche Brieftaſche von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor ſich ſo prächtig eingebunden geſehen. Einige Zeilen dazu waren höchſt nothwendig; Proſaiſches aber kaum zuläſſig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetiſche Umſchreibung, ſo wie damals durch eine proſaiſche, ſich am beſten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factas solum vestes spectare juvabat,
Tum quoque dum fierent; tantus decor adfuit arti.

Zu Deutſch:

Ich ſah's in meiſterlichen Händen,
Wie denk' ich gern der ſchönen Zeit!
Sich erſt entwickeln, dann vollenden
Zu nie geſeh'ner Herrlichkeit.
Zwar ich beſitz' es gegenwärtig,
Doch ſoll ich mir nur ſelbſt geſtehn:
Ich wollt' es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu ſchön!

Mit dieſem Uebertragenen war unſer Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das ſchönflectirte Verbum: dum fierent, in ein traurig abſtractes Subſtantivum verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbeſſern zu können. Nun ward auf einmal ſeine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig und der Glanz des Deutſchen Parnaſſes, auf den er doch auch im Stillen hinaufſtrebte, ſchien ihm ſich zu verdunkeln.

Endlich aber da er dieſes heitere Compliment mit dem Urtexte unverglichen noch ganz artig fand, und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen würde, ſo entſtand eine zweyte Bedenklichkeit: daß, da man in Verſen nicht galant ſeyn kann, ohne verliebt zu ſcheinen, er dabei als künftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle ſpiele. Das Schlimmſte jedoch fiel ihm zuletzt ein: Jene Ovidiſchen Verſe werden von Arachnen geſagt, einer eben ſo geſchickten als

hübſchen und zierlichen Weberin. Wurde nun aber dieſe durch die neidiſche Minerva in eine Spinne verwandelt, ſo war es gefährlich eine ſchöne Frau mit einer Spinne, wenn auch nur von Ferne verglichen, im Mittelpuncte eines ausgebreiteten Netzes ſchweben zu ſehen. Konnte man ſich doch unter der geiſtreichen Geſellſchaft, welche unſre Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher dieſe Nachbildung ausgewittert hätte. Wie ſich nun der Freund aus einer ſolchen Verlegenheit gezogen, iſt uns ſelbſt unbekannt geblieben, und wir müſſen dieſen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Muſen auch wohl einen Schleier zu werfen ſich die Schlauheit erlauben. Genug, das Jagdgedicht ſelbſt ward abgeſendet, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leſer deſſelben beluſtigt ſich an der entſchiedenen Jagdliebhaberey und allem was ſie begünſtigen mag; erfreulich iſt der Jahreszeitenwechſel, der ſie mannichfaltig anruft und anregt. Die Eigenheiten ſämmtlicher Geſchöpfe, denen man nachſtrebt, die man zu erlegen geſinnt iſt, die verſchiedenen Charaktere der Jäger, die ſich dieſer Luſt, dieſer Mühe hingeben, die Zufälligkeiten wie ſie befördern oder beſchädigen; alles war, beſonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der beſten Laune dargeſtellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahn-Balz bis zum zweyten Schnepfen-

ſtrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts verſäumt, alles wohl geſehen, klar aufgenommen, leidenſchaftlich verfolgt, leicht und ſcherzhaft, oft ironiſch dargeſtellt.

Jenes elegiſche Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abſchied von dieſen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen gefühlvollen Anſtrich des heiter Durchlebten gewann und ſehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnſprüche, nach dem Genuß ein gewiſſes Leere empfinden ließ. War es das Umblättern dieſer Papiere oder ſonſt ein augenblickliches Mißbefinden, der Major fühlte ſich nicht heiter geſtimmt. Daß die Jahre, die zuerſt eine ſchöne Gabe nach der andern bringen, ſie alsdann nach und nach wieder entziehen, ſchien er auf dem Scheidepunct, wo er ſich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Eine verſäumte Badereiſe, ein ohne Genuß verſtrichener Sommer, Mangel an ſtätiger gewohnter Bewegung, alles ließ ihn gewiſſe körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm und ſich ungeduldiger dabei bewies als billig ſeyn mochte.

Schon einige Monate waren die ſämmtlichen Familienglieder ohne beſondere Nachricht von einander geblieben; der Major beſchäftigte ſich in der Reſidenz gewiſſe Einwilligungen und Beſtätigungen ſeines Geſchäfts abſchließlich zu negociiren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Thätigkeit auf die heiterſte reichlichſte Ausſtattung; der Sohn, ſeiner Schönen mit Leidenſchaft

dienſtpflichtig, ſchien hierüber alles zu vergeſſen. Der Winter war angekommen und umgab alle ländlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finſterniſſen.

Wer heute durch eine düſtere Novembernacht ſich in der Gegend des adeligen Schloſſes verirrt hätte, und bei dem ſchwachen Lichte eines bedeckten Mondes Aecker, Wieſen, Baumgruppen, Hügel und Gebüſche düſter vor ſich liegen ſähe, auf einmal aber bei einer ſchnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fenſterreihe eines langen Gebäudes vor ſich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine feſtlich geſchmückte Geſellſchaft dort anzutreffen. Wie ſehr verwundert müßte er aber ſeyn, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drey Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen in hellen Zimmern zwiſchen klaren Wänden, neben freundlichem Hausrath, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken.

Da wir nun aber die Baronin in einem feſtlichen Zuſtande zu überraſchen glauben, ſo iſt es nothwendig zu bemerken, daß dieſe glänzende Erleuchtung hier nicht als außerordentlich anzuſehen ſey, ſondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame aus ihrem frühern Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeiſterin, bei Hof erzogen, war ſie gewohnt den Winter allen übrigen Jahrszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer ſtattlichen Erleuchtung zum Element aller

ihrer Genüſſe zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals, aber einer ihrer älteſten Diener hatte ſo große Luſt an Künſtlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schloſſe hie und da einzuführen nicht wäre bemüht geweſen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann, aber auch wohl gelegentlich hie und da eine partielle Finſterniß eintrat.

Die Baronin hatte den Zuſtand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbeſitzer und entſchiedenen Landwirth aus Neigung und wohlbedächtig vertauſcht, und ihr einſichtiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche anfangs nicht zuſagte, mit Einſtimmung ſeiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher ſo gut hergeſtellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in ſo gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieſer löblichen Anſtalt die Hauptabſicht, daß die Dame, beſonders zur guten Jahrszeit überall hinrollen konnte; dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenſchaftliche Sorge für ihre Tochter genugſame Beſchäftigung, der öftere Beſuch des Bruders herzliche Unterhaltung, und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleich ſah.

Den heutigen Tag war jedoch dieſe Erleuchtung recht am Platze; denn wir ſehen in einem der Zimmer eine Art von Chriſtbeſcherung aufgeſtellt, in die Augen fallend und glänzend. Das kluge Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu ſteigern und dabei alles zuſammengelegt und ausgebreitet, was zur Ausſtattung Hilarien's bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der liſtigen Abſicht mehr das Fehlende zur Sprache zu bringen, als dasjenige zu erheben was ſchon geleiſtet war. Alles Nothwendige fand ſich, und zwar aus den feinſten Stoffen und von der zierlichſten Arbeit; auch an Willkürlichem war kein Mangel, und doch wußte Ananette überall da noch eine Lücke anſchaulich zu machen, wo man eben ſo gut den ſchönſten Zuſammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weißzeng, ſtattlich ausgekramt, die Augen blendete, Leinwand, Mouſſelin und alle die zarteren Stoffe der Art, wie ſie auch Namen haben mögen, genugſames Licht umher warfen, ſo fehlte doch alles bunte Seidene, mit deſſen Ankauf man weislich zögerte, weil man bei ſehr veränderlicher Mode das Allerneueſte als Gipfel und Abſchluß hinzufügen wollte.

Nach dieſem heiterſten Anſchauen ſchritten ſie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannichfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schickſal ſie auch führen mochte, bei einem glücklichen Aeußern auch

von innen heraus anmuthig und ihre Gegenwart wünschenswerth macht, hatte in dieſem ländlichen Zuſtande ſo viele abwechſelnde und bildende Unterhaltungen einzuleiten gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend ſchon überall zu Hauſe ſchien, bei keinem Geſpräch ſich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß ſich erzeigte. Wie dieß geleiſtet werden konnte zu entwickeln, würde zu weitläufig ſeyn; genug dieſer Abend war auch ein Muſterbild des bisherigen Lebens. Ein geiſtreiches Leſen, ein anmuthiges Pianoſpiel, ein lieblicher Geſang zog ſich durch die Stunden durch, zwar wie ſonſt, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten verehrten Mann, dem man dieſes und ſo manches andere zum freundlichſten Empfang vorübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den ſüßeſten Empfindungen belebte, die Mutter mit feinem Sinne nahm ihren reinen Theil daran, und ſelbſt Ananette, ſonſt nur klug und thätig, mußte ſich gewiſſen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abweſenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig vorſpiegelten. Auf dieſe Weiſe hatten ſich die Empfindungen aller drey in ihrer Art liebenswürdigen Frauen mit der ſie umgebenden Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichſten Zuſtande in's Gleiche geſtellt.

Fünftes Capitel.

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußerſten Thor, Wortwechſel drohender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelſchein im Hofe, unterbrachen den zarten Geſang. Aber gedämpft war der Lärm ehe man deſſen Urſache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht, auf der Treppe Geräuſch und lebhaftes Hin- und Herſprechen heraufkommender Männer. Die Thüre ſprang auf ohne Meldung, die Frauen entſetzten ſich. Flavio ſtürzte herein in ſchauderhafter Geſtalt, verworrenes Hauptes, auf dem die Haare theils borſtig ſtarrten, theils vom Regen durchnäßt niederhingen; zerfetztes Kleides wie eines der durch Dorn und Dickicht durchgeſtürmt, gräulich beſchmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herangewadet.

„Mein Vater!“ rief er aus, „wo iſt mein Vater!“ Die Frauen ſtanden beſtürzt; der alte Jäger, ſein frühſter Diener und liebevollſter Pfleger mit ihm eintretend rief ihm zu: „Der Vater iſt nicht hier, beſänftigen Sie ſich; hier iſt Tante, hier iſt Nichte, ſehen Sie hin!“ — „Nicht hier, nun ſo laßt mich weg ihn zu ſuchen, er allein ſoll's hören, dann will ich ſterben. Laßt mich von

den Lichtern weg, von dem Tag, er blendet mich, er vernichtet mich.“

Der Hausarzt trat ein, ergriff ſeine Hand, vorſichtig den Puls fühlend, mehrere Bediente ſtanden ängſtlich umher. — „Was ſoll ich auf dieſen Teppichen, ich verderbe ſie, ich zerſtöre ſie; mein Unglück träuft auf ſie herunter, mein verworfenes Geſchick beſudelt ſie.“ — Er drängte ſich gegen die Thüre, man benutzte das Beſtreben um ihn wegzuführen und in das entfernte Gaſtzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter ſtanden erſtarrt, ſie hatten Oreſt geſehen von Furien verfolgt, nicht durch Kunſt veredelt, in gräulicher widerwärtiger Wirklichkeit, die im Contraſt mit einer behaglichen Glanzwohnung im klarſten Kerzenſchimmer nur deſto fürchterlicher ſchien. Erſtarrt ſahen die Frauen ſich an, und jede glaubte in den Augen der andern das Schreckbild zu ſehen, das ſich ſo tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit halber Beſonnenheit ſendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten ſich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung daß man ihn auskleide, trockne, beſorge, halb gegenwärtig halb unbewußt laſſe er alles geſchehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Geduld verwieſen.

Endlich vernahmen die beängſtigten Frauen, man habe ihm zur Ader gelaſſen und ſonſt alles Beſänftigende

möglichſt angewendet; er ſey zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran, die Baronin verlangte wenn er ſchlafe ihn zu ſehen, der Arzt widerſtand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte ſich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze dämmerte hinter dem grünen Schirm, man ſah wenig, man hörte nichts; die Mutter näherte ſich dem Bette, Hilarie ſehnſuchtsvoll ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein höchſt zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt bläßlich, ſchienen unter den ſchon wieder ſich krauſenden Locken auf das anmuthigſte hervor, eine ruhende Hand und ihre länglichen zartkräftigen Finger zogen den unſteten Blick an. Hilarie leiſe athmend glaubte ſelbſt einen leiſen Athem zu vernehmen, ſie näherte die Kerze, wie Pſyche in Gefahr die heilſamſte Ruhe zu ſtören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie dieſe Guten, alles Antheils würdigen Perſonen ihre nächtlichen Stunden zugebracht, iſt uns ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten ſich beide höchſt ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunſch den Leidenden zu ſehen beſcheiden doch dringend, nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Beſuch.

Die Baronin trat hinzu, Flavio reichte die Hand

hin — „Verzeihung, liebste Tante, einige Geduld, vielleicht nicht lange“ — Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die Rechte — „Gegrüßt, liebe Schweſter“ — das fuhr ihr durch's Herz, er ließ nicht los, ſie ſahen einander an, das herrlichſte Paar contraſtirend im ſchönſten Sinne. Des Jünglings ſchwarze funkelnde Augen ſtimmten zu den düſtern verwirrten Locken; dagegen ſtand ſie ſcheinbar himmliſch in Ruhe, doch zu dem erſchütternden Begebniß geſellte ſich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schweſter! — ihr Allerinnerſtes war aufgeregt. Die Baronin ſprach: „wie geht es, lieber Neffe?“ — „ganz leidlich, aber man behandelt mich übel“ — „wie ſo?“ „da haben Sie mir Blut gelaſſen, das iſt grauſam, Sie haben es weggeſchafft, das iſt frech; es gehört ja nicht mein, es gehört alles, alles ihr“ — Mit dieſen Worten ſchien ſich ſeine Geſtalt zu verwandeln, doch mit heißen Thränen verbarg er ſein Antlitz in's Kiſſen.

Hilarien's Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck, es war als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor ſich eröffnet ſähe, zum erſtenmal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Raſch, leidenſchaftlich eilte ſie durch den Saal, warf ſich im letzten Cabinet auf den Sopha, die Mutter folgte und fragte was ſie leider ſchon begriff. Hilarie wunderſam aufblickend rief: „Das Blut, das Blut es gehört alles ihr, alles ihr und ſie iſt es nicht werth. Der Unglückſelige! der Arme!“

Mit dieſen Worten erleichterte der bitterſte Thränenſtrom das bedrängte Herz.

Wer unternähme es wohl die aus dem Vorhergehenden ſich entwickelnden Zuſtände zu enthüllen, an den Tag zu bringen, das innere aus dieſer erſten Zuſammenkunft den Frauen erwachſende Unheil? Auch dem Leidenden war ſie höchſt ſchädlich, ſo behauptete wenigſtens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu tröſten kam, aber ſich doch verpflichtet fühlte alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit, die Tochter wagte nicht zu verlangen was die Mutter nicht zugegeben hätte, und ſo gehorchte man dem Gebot des verſtändigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch einiges aufgezeichnet, es aber ſogleich neben ſich im Bette verſteckt. Nun geſellte ſich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld, es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von ſchöner freier Hand, obgleich mit Haſt geſchrieben, es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder iſt der arme Menſch geboren,
In Wundern iſt der irre Menſch verloren,
Nach welcher dunklen, ſchwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewiſſe Schritte?
Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunſt abermals ihre heilenden Kräfte erweiſen. Innig verſchmolzen mit Muſik heilt ſie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem ſie ſolche gewaltig anregt, hervorruft und in auflöſenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte ſich überzeugt daß der Jüngling bald wieder herzuſtellen ſey, körperlich geſund werde er ſchnell ſich wieder froh fühlen, wenn die auf ſeinem Geiſt laſtende Leidenſchaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie ſann auf Erwiderung; ſie ſaß am Flügel und verſuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht, in ihrer Seele klang nichts zu ſo tiefen Schmerzen, doch bei dieſem Verſuch ſchmeichelten Rhythmus und Reim ſich dergeſtalt an ihre Geſinnungen an, daß ſie jenem Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem ſie ſich Zeit nahm folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

Biſt noch ſo tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibſt du doch zum Jugendglück geboren;
Ermanne dich zu raſch geſundem Schritte,
Komm in der Freundſchaft Himmelsglanz und Helle,
Empfinde dich in treuer Guten Mitte,
Da ſprieße dir des Lebens heit're Quelle.

Der ärztliche Hausfreund übernahm die Botſchaft, ſie gelang, ſchon erwiderte der Jüngling gemäßigt; Hilarie fuhr mildernd fort, und ſo ſchien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen, und vielleicht iſt es uns vergönnt den ganzen Verlauf dieſer holden Cur gelegentlich mitzutheilen. Genug

einige Zeit verſtrich in ſolcher Beſchäftigung höchſt angenehm; ein ruhiges Wiederſehen bereitete ſich vor, das der Arzt nicht länger als nöthig zu verſpäten gedachte.

Indeſſen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere ſich beſchäftigt, und dieſe dem gegenwärtigen Zuſtande ganz angemeſſene Unterhaltung wirkte gar wunderſam auf den erregten Geiſt. Sie ſah manche Jahre ihres Lebens zurück, ſchwere drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment kräftigte; beſonders rührte ſie die Erinnerung an ein ſchönes Verhältniß zu Makarien und zwar in bedenklichen Zuſtänden. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und ſogleich der Entſchluß gefaßt ſich auch dießmal an ſie zu wenden: denn zu wem ſonſt hätte ſie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem ſonſt Furcht und Hoffnung offen bekennen ſollen?

Bei dem Aufräumen fand ſie aber auch unter andern des Bruders Miniatur-Portrait und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd ſeufzen. Hilarie überraſchte ſie in dieſem Augenblick, bemächtigte ſich des Bildes, und auch ſie ward von jener Aehnlichkeit wunderſam betroffen.

So verging einige Zeit, endlich mit Vergünſtigung des Arztes und in ſeinem Geleite trat Flavio angemeldet zum Frühſtück herein. Die Frauen hatten ſich vor dieſer erſten Erſcheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in

bedeutenden, ja ſchrecklichen Momenten etwas heiter auch wohl lächerlich ſich zu ereignen pflegt, ſo glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von ſeinem Anzug nichts zu brauchen war, ſo hatte man ſich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, die er, zu bequemem Jagd- und Familienleben, bei der Schweſter in Verwahrung ließ. Die Baroniu lächelte und nahm ſich zuſammen; Hilarie war, ſie wußte nicht wie, betroffen, genug ſie wendete das Geſicht weg und dem jungen Manne wollte in dieſem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen noch eine Phraſe glücken. Um nun ſämmtlicher Geſellſchaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Geſtalten. Der Vater ſey etwas größer, hieß es, und deßhalb der Rock etwas zu lang; dieſer ſey etwas breiter, deßhalb der Rock über die Schulter zu eng. Beide Mißverhältniſſe gaben dieſer Maskerade ein komiſches Anſehen.

Durch dieſe Einzelnheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Für Hilarien freilich blieb die Aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der friſchen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja bedrängend.

Nun aber wünſchten wir wohl den nächſten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umſtändlich geſchildert zu ſehen, da wir nach eigener Art und Weiſe uns nur mit dem Allgemeinſten befaſſen dürfen. Hier muß denn

nun von dem Einfluß der Dichtkunſt abermals die Rede ſeyn.

Ein gewiſſes Talent konnte man unſerm Flavio nicht abſprechen, es bedurfte jedoch nur zu ſehr eines leidenſchaftlich ſinnlichen Anlaſſes, wenn etwas Vorzügliches gelingen ſollte; deßwegen denn auch faſt alle Gedichte, jener unwiderſtehlichen Frau gewidmet, höchſt eindringend und lobenswerth erſchienen, und nun einer gegenwärtigen höchſt liebenswürdigen Schönen, mit enthuſiaſtiſchem Ausdruck vorgeleſen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine andere leidenſchaftlich geliebt ſieht, bequemt ſich gern zu der Rolle einer Vertrauten; ſie hegt ein heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm ſeyn müßte, ſich an die Stelle der Angebeteten leiſe gehoben zu ſehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr in's Bedeutende. Wechſelgedichte, wie ſie der Liebende gern verfaßt, weil er ſich von ſeiner Schönen, wenn auch nur beſcheiden, halb und halb kann erwidern laſſen was er wünſcht und was er aus ihrem ſchönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte. Dergleichen wurden mit Hilarien auch wechſelsweiſe geleſen, und zwar, da es nur aus der einen Handſchrift geſchah, in welche man beiderſeits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinſchauen und zu dieſem Zweck jedes das Bändchen anfaſſen müßte, ſo fand ſich, daß man, nahe ſitzend, nach und nach Perſon an

Per-

Perſon, Hand an Hand immer näher rückte, und die Gelenke ſich ganz natürlich zuletzt im Verborgnen berührten.

Aber bei dieſen ſchönen Verhältniſſen, unter ſolchen daraus entſpringenden, allerliebſten Annehmlichkeiten, fühlte Flavio eine ſchmerzliche Sorge, die er ſchlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft ſeines Vaters ſich ſehnend, zu bemerken gab, daß er dieſem das Wichtigſte zu vertrauen habe. Dieſes Geheimniß indeß wäre, bei einigem Nachdenken, nicht ſchwer zu errathen geweſen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Jüngling hervorgerufnen Momente den Unglücklichen entſchieden abgewieſen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerſtört haben. Eine Scene, wie dieß zugegangen, wagten wir nicht zu ſchildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Gluth ermangeln. Genug, er war ſo wenig bei ſich ſelbſt, daß er ſich eiligſt aus der Garniſon ohne Urlaub entfernte, und, um ſeinen Vater aufzuſuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut ſeiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor kurzem haben ankommen ſehen. Die Folgen eines ſolchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzige mögliche Vermittlung entbehren ſollte, ſich weder zu faſſen noch zu retten.

Wie erſtaunt und betroffen war er deßhalb, als ihm ein Brief ſeines Obriſten eingehändigt wurde, deſſen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit auflöſ'te, der aber nach den freundlichſten Worten damit endigte, daß der ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat ſollte verlängert werden.

So unerklärlich nun auch dieſe Gunſt ſchien, ſo ward er doch dadurch von einer Laſt befreit, die ſein Gemüth faſt ängſtlicher als die verſchmähte Liebe ſelbſt zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück bei ſeinen liebenswürdigen Verwandten ſo wohl aufgehoben zu ſeyn; er durfte ſich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war nach kurzem in allen ſeinen angenehm-geſelligen Eigenſchaften wieder hergeſtellt, die ihn der ſchönen Witwe ſelbſt ſowohl als ihrer Umgebung auf eine Zeit lang nothwendig gemacht hatten, und nur durch eine peremtoriſche Forderung ihrer Hand für immer verfinſtert worden.

In ſolcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden ſie durch eintretende Naturereigniſſe zu einer thätigen Lebensweiſe aufgeregt. Das anhaltende Regenwetter, das ſie bisher in dem Schloß zuſammenhielt, hatte überall, in großen Waſſermaſſen niedergehend, Fluß um Fluß angeſchwellt; es waren Dämme gebrochen und die Gegend unter dem Schloſſe lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfſchaften, Meyerhöfe, größere und kleinere Be-

ſitzthümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inſelartig hervorſchauten.

Auf ſolche zwar ſeltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl, und die Diener führten aus. Nach der erſten allgemeinſten Beihülfe ward Brot gebacken, Stiere wurden geſchlachtet, Fiſcherkähne fuhren hin und her, Hülfe und Vorſorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fügte ſich ſchön und gut, das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen, nur an Einem Orte wollte man den austheilenden Gemeindevorſtehern nicht trauen; Flavio übernahm das Geſchäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geſchäft, einfach behandelt, gelang zum beſten; auch entledigte ſich, weiterfahrend, unſer Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie bei'm Scheiden gegeben. Gerade in den Zeitpunct dieſer Unglückstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die ſich das ſchöne Kind beſonders intereſſirte. Flavio fand die Wöchnerin, und brachte allgemeinen und dieſen beſondern Dank mit nach Hauſe. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch niemand umgekommen, ſo hatte man von wunderbaren Rettungen, von ſeltſamen, ſcherzhaften, ja lächerlichen Ereigniſſen viel zu ſprechen; manche nothgedrungene Zuſtände wurden intereſſant beſchrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderſtehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu

unternehmen, die Wöchnerin zu begrüßen, zu beſchenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerſtand der guten Mutter ſiegte endlich der freudige Wille Hilariens dieſes Abenteuer zu beſtehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe wie dieſe Begebenheiten uns bekannt geworden einigermaßen beſorgt geweſen zu ſeyn, es möge hier einige Gefahr obſchweben, ein Stranden, ein Umſchlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettung von Seiten des Jünglings um das loſe-geknüpfte Band noch feſter zu ziehen. Aber von allem dieſem war nicht die Rede, die Fahrt lief glücklich ab, die Wöchnerin ward beſucht und beſchenkt; die Geſellſchaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung, und wenn hier und da ein kleiner Anſtoß ſich hervorthat, wenn der Anſchein eines gefährlichen Moments die Fortrudernden zu beunruhigen ſchien, ſo endete ſolches nur mit neckendem Scherz, daß eins dem andern eine ängſtliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtſame Gebärde wollte abgemerkt haben. Indeſſen war das wechſelſeitige Vertrauen bedeutend gewachſen; die Gewohnheit ſich zu ſehen und unter allen Umſtänden zuſammen zu ſeyn, hatte ſich verſtärkt und die gefährliche Stellung, wo Verwandtſchaft und Neigung zum wechſelſeitigen Annähern und Feſthalten ſich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmuthig ſollten ſie jedoch auf ſolchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel

klärte ſich auf, eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein, die Waſſer gefroren ehe ſie verlaufen konnten. Da veränderte ſich das Schauſpiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluthen erſt getrennt war, hing nunmehr durch befeſtigten Boden zuſammen, und alſobald that ſich als erwünſchte Vermittlerin die ſchöne Kunſt hervor, welche die erſten raſchen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erſtarrte zu bringen im hohen Norden erfunden worden. Die Rüſtkammer öffnete ſich, jederman ſuchte nach ſeinen gezeichneten Stahlſchuhen, begierig die reine glatte Fläche, ſelbſt mit einiger Gefahr als der Erſte zu beſchreiten. Unter den Hausgenoſſen fanden ſich viele zu höchſter Leichtigkeit Geübte; denn dieſes Vergnügen ward ihnen faſt jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Canälen, dießmal aber in der fernhin erweiterten Fläche.

Flavio fühlte ſich nun erſt durch und durch geſund und Hilarie, ſeit ihren frühſten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies ſich ſo lieblich als kräftig auf dem neu erſchaffenen Boden; man bewegte ſich luſtig und luſtiger bald zuſammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was ſonſt ſo ſchwer auf's Herz fällt, ward hier zum kleinen ſcherzhaften Frevel, man floh ſich um ſich einander augenblicks wieder zu finden.

Aber innerhalb dieſer Luſt und Freudigkeit bewegte

ſich auch eine Welt des Bedürfniſſes; immer waren bisher noch einige Ortſchaften nur halb verſorgt geblieben, eilig flogen nunmehr auf tüchtig beſpannten Schlitten die nöthigſten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu Gute kam, war daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptſtraße allzuſernen Orten nunmehr ſchnell die Erzeugniſſe des Feldbaues und der Landwirthſchaft in die nächſten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dorther aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf einmal eine bedrängte, den bitterſten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder verſorgt, durch eine glatte dem Geſchickten, dem Kühnen geöffnete Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht bei vorwaltendem Vergnügen mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man beſuchte jene Wöchnerin, begabte ſie mit allem Nothwendigen; auch andere wurden heimgeſucht: Alte, für deren Geſundheit man beſorgt geweſen; Geiſtliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung ſittlich zu pflegen gewohnt war und ſie jetzt in dieſer Prüfung noch achtenswerther fand; kleinere Gutsbeſitzer, die kühn genug vor Zeiten ſich in gefährliche Niederungen angebaut, dießmal aber durch wohlangelegte Dämme geſchützt unbeſchädigt geblieben — und nach gränzenloſer Angſt ſich ihres Daſeyns doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte ſeine Geſchichte, er war ſich und auch

wohl andern eine bedeutende Perſon geworden, deßwegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen, denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thauwetter möchte den ganzen ſchönen Kreis glücklichen Wechſelwirkens zerſtören, die Wirthe bedrohen und die Gäſte vom Hauſe abſchneiden.

War man den Tag in ſo raſcher Bewegung und dem lebhafteſten Intereſſe beſchäftigt, ſo verlieh der Abend auf ganz andere Weiſe die angenehmſten Stunden, denn das hat die Eisluſt vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anſtrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet. Sämmtliche Glieder ſcheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft, neue Kräfte zu erzeugen, ſo daß zuletzt eine ſelig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt ſind.

Heute nun konnte ſich unſer junges Paar von dem glatten Boden nicht loslöſen, jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo ſich ſchon viele Geſellſchaft verſammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr in's Weite beliebt, man mochte ſich nicht von einander entfernen aus Furcht ſich zu verlieren, man faßte ſich bei der Hand um der Gegenwart ganz gewiß zu ſeyn. Am allerſüßeſten aber ſchien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verſchränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderſeitigen Locken ſpielten.

Der volle Mond ſtieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magiſche der Umgebung. Sie ſahen ſich wieder deutlich und ſuchten wechſelſeitig in den beſchatteten Augen Erwiderung wie ſonſt, aber es ſchien anders zu ſeyn. Aus ihren Abgründen ſchien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten was der Mund weislich verſchwieg, ſie fühlten ſich beide in einem feſtlich behäglichen Zuſtande.

Alle hochſtämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüſch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachſen, ſie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerſchein des Mondes, unmittelbar dem himmliſchen Geſtirn ſelbſt entgegen. Da blickten ſie auf und ſahen im Geflimmer des Widerſcheins die Geſtalt eines Mannes hin und herſchweben, der ſeinen Schatten zu verfolgen ſchien und ſelbſt dunkel vom Lichtglanz umgeben auf ſie zuſchritt; unwillkürlich wendeten ſie ſich ab, jemanden zu begegnen wäre widerwärtig geweſen. Sie vermieden die ſich immerfort hin und herbewegende Geſtalt und ſchienen nicht bemerkt zu ſeyn. Sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schloſſe, doch verließ ſie auf einmal dieſe ruhige Faſſung, denn die Geſtalt umkreiſ'te mehr als einmal das beängſtigte Paar. Zufällig hatten ſie die Schattenſeite gewonnen, jener vom vollen Mondglanz beleuchtet fuhr gerade auf

ſie zu, er ſtand nah vor ihnen, es war unmöglich den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraſchung das Gleichgewicht und ſtürzte zu Boden, Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie, und faßte ihr Haupt in ſeinen Schoos auf, ſie verbarg ihr Angeſicht, ſie wußte nicht wie ihr geworden war. — „Ich hole einen Schlitten, dort unten fährt noch einer vorüber, ich hoffe ſie hat ſich nicht beſchädigt, hier, bei dieſen hohen drey Erlen find' ich euch wieder!“ ſo ſprach der Vater und war ſchon weit hinweg. Hilarie raffte ſich an dem Jüngling empor. — „Laß uns fliehen,“ rief ſie, „das ertrag' ich nicht.“ — Sie bewegte ſich nach der Gegenſeite des Schloſſes heftig, daß Flavio ſie nur mit einiger Anſtrengung erreichte, er gab ihr die freundlichſten Worte.

Auszumahlen iſt nicht die innere Geſtalt der drey, nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondſchein Verirrten, Verwirrten. Genug ſie gelangten ſpät nach dem Schloſſe, das junge Paar einzeln, ſich nicht zu berühren, ſich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens in's Weite und Breite hülfreich herumgeführt hatte. Muſik und Tanz waren ſchon im Gange, Hilarie, unter dem Vorwand ſchmerzlicher Folgen eines ſchlimmen Falles, verbarg ſich in ihr Zimmer, Flavio überließ Vortanz und Anordnung ſehr gern einigen jungen Geſellen, die ſich deren bei ſeinem

Außenbleiben ſchon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorſchein und fand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, ſein Zimmer wie bewohnt anzutreffen; die eigenen Kleider, Wäſche und Geräthſchaften, nur nicht ſo ordentlich wie er's gewohnt war, umher liegend. Die Hausfrau verſah mit anſtändigem Zwang ihre Pflichten und wie froh war ſie, als alle Gäſte, ſchicklich untergebracht, ihr endlich Raum ließen mit dem Bruder ſich zu erklären. Es war bald gethan, doch brauchte es Zeit ſich von der Ueberraſchung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beſchwichtigen; an Löſung des Knotens, an Befreiung des Geiſtes war nicht ſogleich zu denken.

Unſere Leſer überzeugen ſich wohl, daß von dieſem Puncte an wir bei'm Vortrag unſerer Geſchichte nicht mehr darſtellend, ſondern erzählend und betrachtend verfahren müſſen, wenn wir in die Gemüthszuſtände, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und ſie uns vergegenwärtigen wollen.

Wir berichten alſo zuerſt, daß der Major, ſeitdem wir ihn aus den Augen verloren, ſeine Zeit fortwährend jenem Familiengeſchäft gewidmet, dabei aber, ſo ſchön und einfach es auch vorlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwartete Hinderniſſe traf. Wie es denn überhaupt ſo leicht nicht iſt, einen alten verworrenen Zuſtand zu entwickeln und die vielen verſchränkten Fäden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deßhalb den Ort öf-

ters verändern mußte, um bei verſchiedenen Stellen und Perſonen die Angelegenheit zu betreiben, ſo gelangten die Briefe der Schweſter nur langſam und unordentlich zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und deſſen Krankheit erfuhr er zuerſt; dann hörte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Daß Hilariens Neigung im Umwenden begriffen ſey, blieb ihm verborgen, denn wie hätte die Schweſter ihn davon unterrichten mögen.

Auf die Nachricht der Ueberſchwemmung beſchleunigte er ſeine Reiſe, kam jedoch erſt nach eingefallenem Froſt in die Nähe der Eisfelder, ſchaffte ſich Schritt ſchuhe, ſendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schloſſe, und ſich mit raſchem Lauf dorthin bewegend gelangte er, die erleuchteten Fenſter ſchon von Ferne ſchauend, in einer tagklaren Nacht zum unerfreulichſten Anſchauen, und war mit ſich ſelbſt in die unangenehmſte Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen iſt im Contraſt immer ſchmerzlich; und ſollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn ſich eins vom andern losreißt, entſteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der ſchon manches Herz zu Grunde ging. Ja der Wahn hat, ſo lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche tüchtige Geiſter werden durch Erkennen eines Irrthums erhöht und geſtärkt. Eine ſolche Entdeckung hebt ſie über ſich ſelbſt, ſie ſtehen

über ſich erhoben und blicken, indem der alte Weg verſperrt iſt, ſchnell umher nach einem neuen, um ihn alſofort friſch und muthig anzutreten.

Unzählig ſind die Verlegenheiten, in welche ſich der Menſch in ſolchen Augenblicken verſetzt ſieht; unzählig die Mittel, welche eine erfinderiſche Natur innerhalb ihrer eignen Kräfte zu entdecken, ſodann aber auch, wenn dieſe nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtſeyn, ohne ſein Wollen und Trachten, ſchon auf einen ſolchen Fall im Tiefſten vorbereitet. Seitdem er den kosmetiſchen Kammerdiener verabſchiedet, ſich ſeinem natürlichen Lebensgange wieder überlaſſen, auf den Schein Anſprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er ſich am eigentlichen körperlichen Behagen einigermaßen verkürzt. Er empfand das Unangenehme eines Ueberganges vom erſten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch wollte dieſe Rolle immer mehr und mehr ſich ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schickſal Hilariens und der Seinigen trat immer zuerſt in ſeinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annähernder Gegenwart ſich erſt ſpäter entfaltete. Und wenn er ſich Hilarien in ſeinen Armen dachte, ſo war es ihr Glück was er beherzigte, das er ihr zu ſchaffen wünſchte, mehr als die Wonne ſie zu beſitzen. Ja er mußte ſich, wenn er ihres Andenkens

rein genießen wollte, zuerſt ihre himmliſch ausgeſprochene Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo ſie ſich ihm ſo unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarſter Nacht ein vereintes junges Paar vor ſich geſehen, die Liebenswürdigſte zuſammenſtürzend, in dem Schooſe des Jünglings, beide ſeiner verheißenen hülfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verſchwunden in die Nacht, und er ſich ſelbſt im düſterſten Zuſtande überlaſſen; wer fühlte das mit, und verzweifelte nicht in ſeiner Seele?

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie hielt ſich beſtürzt auseinander; Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Zimmer, der Major nahm ſich zuſammen, von ſeinem Sohne den früheren Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der ſchönen Witwe verurſacht. Um ihren bisher leidenſchaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswürdigen, welche Abſicht auf ihn verrieth, nicht zu überlaſſen, wendet ſie mehr ſcheinbare Gunſt als billig iſt an ihn. Er dadurch aufgeregt und ermuthigt ſucht ſeine Zwecke heftig bis in's Ungehörige zu verfolgen, worüber denn erſt Widerwärtigkeit und Zwiſt, darauf ein entſchiedener Bruch dem ganzen Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt nichts übrig als die Fehler

der Kinder, wenn ſie traurige Folgen haben, zu bedauern und wo möglich herzuſtellen; gehen ſie läßlicher als zu hoffen war vorüber, ſie zu verzeihen und zu vergeſſen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio ſodann, um an der Stelle ſeines Vaters manches zu beſorgen, auf die übernommenen Güter, und ſollte dort bis zum Ablauf ſeines Urlaubs verweilen, dann ſich wieder an's Regiment anſchließen, welches indeſſen in eine andere Garniſon verlegt worden.

Eine Beſchäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Pakete zu eröffnen, welche ſich während ſeines längeren Ausbleibens bei der Schweſter gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetiſchen Freundes, des wohlconſervirten Schauſpielers. Dieſer durch den verabſchiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zuſtande des Majors und von dem Vorſatze ſich zu verheirathen, trug mit der beſten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem ſolchen Unternehmen vor Augen haben ſollte; er behandelte die Angelegenheit auf ſeine Weiſe und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewiſſen Jahren das ſicherſte kosmetiſche Mittel ſey, ſich des ſchönen Geſchlechts zu enthalten und einer lbblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt ſeiner Schweſter, zwar ſcherzend, aber doch ernſtlich genug auf die Wichtigkeit des Inhaltes hindeutend. Auch war ihm indeſſen ein Gedicht eingefallen, deſſen rhyth-

miſche Ausführung uns nicht gleich beigeht, deſſen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichniſſe und anmuthige Wendung ſich auszeichnete:

„Der ſpäte Mond der zur Nacht noch anſtändig leuchtet verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verſchwindet in Gegenwart leidenſchaftlicher Jugend; die Fichte die im Winter friſch und kräftig erſcheint ſieht im Frühling verbräunt und mißfärbig aus, neben hellaufgrünender Birke.“

Wir wollen jedoch weder Philoſophie noch Poeſie als die entſcheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entſchließung hier vorzüglich preiſen; denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigſten Folgen haben kann, ſo entſcheidet es auch oft, wo ſchwankende Geſinnungen obwalten, die Wage dieſer oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen, und er fürchtete den zweyten zu verlieren. An eine künſtlich ſcheinbare Wiederherſtellung war bei ſeinen Geſinnungen nicht zu denken, und mit dieſem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an ihm ganz erniedrigend zu ſcheinen, beſonders jetzt, da er ſich mit ihr unter Einem Dach befand. Früher oder ſpäter hätte vielleicht ein ſolches Ereigniß wenig gewirkt, gerade in dieſem Augenblicke aber trat ein ſolcher Moment ein, der einem jeden an eine geſunde Vollſtändigkeit gewöhnten Menſchen höchſt widerwärtig begegnen muß. Es iſt

ihm, als wenn der Schlußſtein ſeines organiſchen Weſens entfremdet wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zuſammenzuſtürzen drohte.

Wie dem auch ſey, der Major unterhielt ſich mit ſeiner Schweſter gar bald einſichtig und verſtändig über die ſo verwirrt ſcheinende Angelegenheit; ſie mußten beide bekennen, daß ſie eigentlich nur durch einen Umweg an's Ziel gelangt ſeyen, ganz nahe daran, von dem ſie ſich zufällig, durch äußern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrnen Kindes verleitet, unbedachtſam entfernt; ſie fanden nichts natürlicher, als auf dieſem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen ſodann jede elterliche Sorgfalt, wozu ſie ſich die Mittel zu verſchaffen gewußt, treu und unabläſſig zu widmen. Völlig in Uebereinſtimmung mit dem Bruder ging die Baronin zu Hilarien in's Zimmer. Dieſe ſaß am Flügel, zu eigner Begleitung ſingend und die eintretende Begrüßende mit heiterem Blick und Beugung zum Anhören gleichſam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Sängerin ausſprach, die nicht beſſer wäre zu wünſchen geweſen. Nachdem ſie geendigt hatte ſtand ſie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing ſie zu ſprechen an: „Beſte Mutter! es war ſchön, daß wir über die wichtigſte Angelegenheit ſo lange geſchwiegen; ich danke Ihnen, daß Sie bis jetzt dieſe Saite nicht berührten, nun aber iſt es wohl Zeit ſich

zu erklären, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wie denken Sie ſich die Sache?"

Die Baronin, höchſt erfreut über die Ruhe und Milde zu der ſie ihre Tochter geſtimmt fand, begann ſogleich ein verſtändiges Darlegen der frühern Zeit, der Perſönlichkeit ihres Bruders und ſeiner Verdienſte; ſie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, der, einem jungen Mädchen ſo nahe, bekannt geworden, auf ein freies Herz nothwendig machen müſſe, und ſich daraus, ſtatt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenſchaft ſich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerkſam zu, und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einſtimmung zu erkennen; die Mutter ging auf den Sohn über, und jene ließ ihre langen Augenwimpern fallen; und wenn die Rednerin nicht ſo rühmliche Argumente für den jüngeren fand, als ſie für den Vater anzuführen gewußt hatte, ſo hielt ſie ſich hauptſächlich an die Aehnlichkeit beider, an den Vorzug, den dieſem die Jugend gebe, der zugleich als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt die völlige Verwirklichung des väterlichen Daſeyns von der Zeit wie billig verſpräche. Auch hier ſchien Hilarie gleichſtimmig zu denken, obſchon ein etwas ernſterer Blick und ein manchmal niederſchauendes Auge eine gewiſſe in dieſem Fall höchſt natürliche Bewegung verriethen. Auf die äußeren glücklichen gewiſſermaßen gebietenden Umſtände lenkte ſich hierauf

der Vortrag. Der abgeſchloſſene Vergleich, der ſchöne Gewinn für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin ſich erweiternden Ausſichten, alles ward völlig der Wahrheit gemäß vor Augen geſtellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarien ſelbſt erinnerlich ſeyn müſſe, daß ſie früher dem mit ihr heranwachſenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, ſey verlobt geweſen. Aus alle dem Vorgeſagten zog nun die Mutter den ſich ſelbſt ergebenden Schluß, daß nun mit ihrer und des Oheims Einwilligung, die Verbindung der jungen Leute ungeſäumt ſtatt finden könne.

Hilarie ruhig blickend und ſprechend erwiderte darauf: Sie könne dieſe Folgerung nicht ſogleich gelten laſſen, und führte gar ſchön und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und das wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Vernünftige Menſchen, wenn ſie etwas Verſtändiges ausgeſonnen, wie dieſe oder jene Verlegenheit zu beſeitigen wäre, dieſer oder jener Zweck zu erreichen ſeyn möchte, und dafür ſich alle denklichen Argumente verdeutlicht und geordnet, fühlen ſich höchſt unangenehm betroffen, wenn diejenigen die zu eignem Glücke mitwirken ſollten, völlig andern Sinnes gefunden werden, und aus Gründen die tief im Herzen ruhen, ſich demjenigen widerſetzen, was ſo löblich als nöthig iſt. Man wechſelte Reden ohne ſich zu überzeugen; das Verſtändige

wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte ſich dem Nützlichen, dem Nothwendigen nicht fügen; das Geſpräch erhitzte ſich, die Schärfe des Verſtandes traf das ſchon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, ſondern leidenſchaftlich ſeinen Zuſtand an den Tag gab, ſo daß zuletzt die Mutter ſelbſt vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erſtaunt zurückzog, als ſie mit Energie und Wahrheit das Unſchickliche, ja Verbrecheriſche einer ſolchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte läßt ſich denken, vielleicht auch, wenn gleich nicht vollkommen, nachempfinden, was der Major, der von dieſer entſchiedenen Weigerung im Innerſten geſchmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getröſtet vor der Schweſter ſtand, ſich von jener Beſchämung entwunden und ſo dieſes Ereigniß, das ihm zur zarteſten Ehrenſache geworden war, in ſeinem Innern ausgeglichen fühlte. Er verbarg dieſen Zuſtand augenblicklich ſeiner Schweſter und verſteckte ſeine ſchmerzliche Zufriedenheit hinter eine in dieſem Falle ganz natürliche Aeußerung: Man müſſe nichts übereilen, ſondern dem guten Kinde Zeit laſſen, den eröffneten Weg, der ſich nunmehr gewiſſermaßen ſelbſt verſtünde, freiwillig einzuſchlagen.

Nun aber können wir kaum unſern Leſern zumuthen

aus dieſen ergreifenden inneren Zuſtänden in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt ſo viel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Muſik und Geſang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Leſen und Vorleſen ſich und die Mutter zu unterhalten, ſo beſchäftigte ſich der Major bei eintretendem Frühjahr die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn der ſich in der Folge als einen reichen Beſitzer, und wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilarien's erblickte, fühlte nun erſt ein militäriſches Beſtreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen ſollte. Und ſo glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß vorauszuſehen, daß dieſes Räthſel, welches nur noch an eine geknüpft ſchien, ſich bald aufhellen und auseinander legen würde.

Leider aber war in dieſer anſcheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Beſcheidenheit und ſelten, aber doch, bei entſcheidendem Anlaß, mit Sicherheit zu erkennen gab, ſie bleibe ſo feſt bei ihrer Ueberzeugung, als nur einer ſeyn kann dem etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt in Einklang ſtehen oder nicht. Der Major empfand ſich zwieſpältig; er würde ſich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie ſich wirklich für den Sohn entſchiede, entſchiede ſie ſich aber

für ihn ſelbſt, ſo war er eben ſo überzeugt, daß er ihre Hand ausſchlagen müſſe.

Bedauern wir den guten Mann, dem dieſe Sorgen, dieſe Qualen wie ein beweglicher Nebel unabläſſig, vorſchwebten, bald als Hintergrund auf welchem ſich die Wirklichkeiten und Beſchäftigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald herantretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein ſolches Wanken und Schweben bewegte ſich vor den Augen ſeines Geiſtes; und wenn ihn der fordernde Tag zu raſcher wirkſamer Thätigkeit aufbot, ſo war es bei nächtlichem Erwachen wo alles Widerwärtige, geſtaltet und immer umgeſtaltet, im unerfreulichſten Kreis ſich in ſeinem Innern umwälzte. Dieß ewig wiederkehrende Unabweisbare brachte ihn in einen Zuſtand, den wir faſt Verzweiflung nennen dürften, weil Handeln und Schaffen, die ſich ſonſt als Heilmittel für ſolche Lagen am ſicherſten bewährten, hier kaum lindernd geſchweige denn befriedigend wirken wollten.

In ſolcher Lage erhielt unſer Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Poſthaus des nahe gelegenen Städtchens, wo ein eilig Durchreiſender ihn dringend zu ſprechen wünſchte. Er bei ſeinen vielfachen Geſchäfts- und Weltverhältniſſen an dergleichen gewöhnt, ſäumte um ſo weniger als ihm die freie flüchtige Hand einigermaßen erinnerlich ſchien. Ruhig und gefaßt nach ſeiner Art begab er ſich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, faſt bäueriſchen

Oberſtube die ſchöne Witwe ihm entgegen trat, ſchöner und anmuthiger als er ſie verlaſſen hatte. War es, daß unſere Einbildungskraft nicht fähig iſt das Vorzüglichſte feſtzuhalten und völlig wieder zu vergegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zuſtand ihr mehreren Reiz gegeben, genug es bedurfte doppelter Faſſung ſein Erſtaunen, ſeine Verwirrung unter dem Schein allgemeinſter Höflichkeit zu verbergen; er grüßte ſie verbindlich mit verlegener Kälte.

„Nicht ſo, mein Beſter!“ rief ſie aus, „keineswegs hab' ich Sie zwiſchen dieſe geweißten Wände in dieſe höchſt unedle Umgebung berufen; ein ſo ſchlechter Hausrath fordert nicht auf, ſich höfiſch zu unterhalten. Ich befreie meine Bruſt von einer ſchweren Laſt, indem ich ſage, bekenne: in Ihrem Hauſe hab' ich viel Unheil angerichtet.“ — Der Major trat ſtutzend zurück — „Ich weiß alles,“ fuhr ſie fort, „wir brauchen uns nicht zu erklären; Sie und Hilarien, Hilarien und Flavio, ihre gute Schweſter, ſie alle bedaure ich.“ Die Sprache ſchien ihr zu ſtocken, die herrlichſten Augenwimpern konnten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten, ihre Wange röthete ſich, ſie war ſchöner als jemals. In äußerſter Verwirrung ſtand der edle Mann vor ihr, ihn durchdrang eine unbekannte Rührung. „Setzen wir uns,“ ſagte die Augen trocknend das allerliebſte Weſen. „Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich, Sie ſehen wie ich beſtraft bin.“ Sie hielt ihr

geſticktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg wie bitterlich ſie weinte.

„Klären Sie mich auf, meine Gnädige," ſprach er mit Haſt — „Nichts von gnädig!" entgegnete ſie himmliſch lächelnd, „nennen Sie mich Ihre Freundin, Sie haben keine treuere. Und alſo, mein Freund, ich weiß alles, ich kenne die Lage der ganzen Familie genau, aller Geſinnungen und Leiden bin ich vertraut." — „Was konnte Sie bis auf dieſen Grad unterrichten?" — „Selbſtbekenntniſſe. — Dieſe Hand wird Ihnen nicht fremd ſeyn." Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin — „Die Hand meiner Schweſter, Briefe, mehrere, der nachläſſigen Schrift nach, vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß geſtanden?" „Unmittelbar nicht, mittelbar ſeit einiger Zeit; hier die Aufſchrift — An ***." „Ein neues Räthſel, an Makarien, die ſchweigſamſte aller Frauen" — „Deßhalb aber doch die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, aller derer die ſich ſelbſt verloren haben, ſich wieder zu finden wünſchten und nicht wiſſen wo" — „Gott ſey Dank!" rief er aus, „daß ſich eine ſolche Vermittlung gefunden hat, mir wollt' es nicht ziemen ſie anzuflehen, ich ſegne meine Schweſter daß ſie es that; denn auch mir ſind Beiſpiele bekannt, daß jene Treffliche im Vorhalten eines ſittlich-magiſchen Spiegels, durch die äußere verworrene Geſtalt irgend einem Unglücklichen ſein rein ſchönes Innere gewieſen und ihn

auf einmal erſt mit ſich ſelbſt befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat.“ —

„Dieſe Wohlthat erzeigte ſie auch mir,“ verſetzte die Schöne; und in dieſem Augenblick fühlte unſer Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entſchieden daß aus dieſer ſonſt in ihrer Eigenheit abgeſchloſſenen merkwürdigen Perſon ſich ein ſittlich-ſchönes, theilnehmendes und theilgebendes Weſen hervorthat. — „Ich war nicht unglücklich, aber unruhig,“ fuhr ſie fort, „ich gehörte mir ſelbſt nicht recht mehr an, und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich ſeyn. Ich gefiel mir ſelbſt nicht mehr, ich mochte mich vor dem Spiegel zurechtrücken wie ich wollte, es ſchien mir immer als wenn ich mich zu einem Maskenball herausputzte; aber ſeitdem ſie mir ihren Spiegel vorhielt, ſeit ich gewahr wurde, wie man ſich von innen ſelbſt ſchmücken könne, komm' ich mir wieder recht ſchön vor.“ Sie ſagte das zwiſchen Lächeln und Weinen, und war, man mußte es zugeben, mehr als liebenswürdig. Sie erſchien achtungswerth und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

„Und nun, mein Freund, faſſen wir uns kurz: hier ſind die Briefe! ſie zu leſen und wieder zu leſen, ſich zu bedenken, ſich zu bereiten bedürften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unſere Zuſtände ſich entſcheiden laſſen.“

Sie verließ ihn, um in dem Garten auf- und abzu-

gehen, er entfaltete nun einen Briefwechſel der Baronin mit Makarien, deſſen Inhalt wir ſummariſch andeuten. Jene beklagt ſich über die ſchöne Witwe. Wie eine Frau die andere anſieht und ſcharf beurtheilt, geht hervor. Eigentlich iſt nur vom Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.

Hierauf von Seiten Makariens eine mildere Beurtheilung. Schilderung eines ſolchen Weſens von innen heraus. Das Aeußere erſcheint als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entſchuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raſerey und Tollheit des Sohns, der wachſenden Neigung des jungen Paars, von der Ankunft des Vaters, der entſchiedenen Weigerung Hilariens. Ueberall finden ſich Erwiderungen Makariens von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung ſtammt, daß hieraus eine ſittliche Beſſerung entſtehen müſſe. Sie überſendet zuletzt den ganzen Briefwechſel der ſchönen Frau, deren himmelſchönes Innere nun hervortritt, und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze ſchließt mit einer dankbaren Erwiderung an Makarien.

Sechstes Capitel.

Wilhelm an Lenardo.

Endlich, theuerſter Freund, kann ich ſagen, ſie iſt gefunden und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzuſetzen, in einer Lage wo für das gute Weſen nichts weiter zu wünſchen übrig bleibt. Laſſen Sie mich im allgemeinen reden, ich ſchreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich alles vor Augen habe, wovon ich Rechenſchaft geben ſoll.

Häuslicher Zuſtand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichſten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um ſie her bewegt ſich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinſten anfänglichſten Sinne; hier iſt Beſchränktheit und Wirkung in die Ferne, Umſicht und Mäßigung, Unſchuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmeren Gegenwart geſehen, über welche eine heitere Ausſicht auf die nächſte Zeit und die Zukunft waltet. Dieſes zuſammen betrachtet möchte wohl hinreichend ſeyn, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles deſſen was unter uns beſprochen worden, auf das dringendſte bitten: der

Freund möge es bei dieſer allgemeinen Schilderung belaſſen, ſolche allenfalls in Gedanken ausmahlen, dagegen aber aller weitern Nachforſchung entſagen und ſich dem großen Lebensgeſchäfte, in das er nun wahrſcheinlich vollkommen eingeweiht ſeyn wird, auf die lebhafteſte Weiſe widmen.

Ein Duplicat dieſes Briefes ſende an Herſilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am ſicherſten weiß wo Sie zu finden ſind. An dieſen geprüften im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverläſſigen Freund ſchreibe noch einiges welches er mittheilen wird; beſonders bitte, was mich ſelbſt betrifft mit Antheil zu betrachten und mit frommen treuen Wünſchen mein Vorhaben zu fördern.

Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht alles triegt, ſo iſt Lenardo, der höchſtwerthzuſchätzende, gegenwärtig in eurer Mitte, und ich ſende deßhalb das Duplicat eines Schreibens, damit es ihm ſicher zugeſtellt werde. Möge dieſer vorzügliche junge Mann in eurem Kreis zu ununterbrochenem bedeutendem Wirken verſchlungen werden, da, wie ich hoffe, ſein Inneres beruhigt iſt.

Was mich betrifft, ſo kann ich, nach fortdauernder thätiger Selbſtprüfung, mein durch Montan vorlängſt angebrachtes Geſuch nunmehr nur noch ernſtlicher wieder-

holen; der Wunſch meine Wanderjahre mit mehr Faſſung und Stätigkeit zu vollenden wird immer dringender. In ſicherer Hoffnung, man würde meinen Vorſtellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geſchäfts zu Gunſten meines edlen Freundes werde ich nun wohl meinen fernern Lebensgang unter den ſchon ausgeſprochenen Bedingungen getroſt antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurückgelegt, gedenke ich in * * * einzutreffen. An dieſem Ort hoff' ich eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemäß von neuem zu beginnen.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund vorſtehende Briefe abgelaſſen, ſchritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thalgegend ſich ihm eröffnete, wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, ſo manches abzuſchließen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen lebhaften Reiſegefährten, durch welchen ſeinem Beſtreben und ſeinem Genuß manches zu Gunſten gereichen ſollte. Er findet ſich mit einem Mahler zuſammen, welcher, wie dergleichen viele in der offnen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und ſpuken, ſich dießmal als ein ausgezeichneter Künſtler darſtellte. Beide ſchicken ſich gar bald in einander, vertrauen ſich wechſelſeitig Neigungen, Abſichten, Vorſätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künſtler, der aquarellirte Landſchaften mit geiſtreicher, wohlgezeichneter und ausgeführter Staffage zu ſchmücken weiß, leidenſchaftlich eingenommen ſey von Mignons Schickſalen, Geſtalt und Weſen. Er hatte ſie gar oft ſchon vorgeſtellt und begab ſich nun auf die Reiſe, die Umgebungen, worin ſie gelebt, der Natur nachzubilden; hier das lieb-

liche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzuſtellen und ſo ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See, Wilhelm trachtet die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuſer, weitläufige Klöſter, Ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze wurden geſucht und die Wohnungen kühner und gutmüthiger Fiſcher ſo wenig als die heiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergeſſen. Dieß alles weiß der Künſtler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedesmal geſchichtlich erregten Stimmung anzueignen, ſo daß Wilhelm ſeine Tage und Stunden in durchgreifender Rührung zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie ſie leibte und lebte, vorgeſtellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beſchreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte in's Engere der Perſönlichkeit einzufaſſen wußte.

Und ſo ſah man denn das Knaben-Mädchen in mannichfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulenportale des herrlichen Landhauſes ſtand ſie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier ſchaukelte ſie ſich plätſcherud auf dem

angebundenen Kahn, dort erkletterte ſie den Maſt und erzeigte ſich als ein kühner Matroſe.

Ein Bild aber that ſich vor allen hervor, welches der Künſtler auf der Herreiſe, noch eh' er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakterzügen ſich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelſen umgeben, von Waſſerfällen beſprüht, mitten in einer ſchwer zu beſchreibenden Horde. Vielleicht iſt eine grauerliche, ſteile Urgebirg-Schlucht nie anmuthiger und bedeutender ſtaffirt worden. Die bunte, zigeunerhafte Geſellſchaft, roh zugleich und phantaſtiſch, ſeltſam und gemein, zu locker um Furcht einzuflößen, zu wunderlich um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumroſſe ſchleppen, bald über Knüppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäck, an welchem herum die ſämmtlichen Inſtrumente einer betäubenden Muſik, ſchlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit beläſtigen. Zwiſchen allem dem, das liebenswürdige Kind, in ſich gekehrt ohne Trutz, unwillig ohne Widerſtreben, geführt aber nicht geſchleppt. Wer hätte ſich nicht des merkwürdigen, ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakteriſirt war die grimmige Enge dieſer Felsmaſſen; die alles durchſchneidenden ſchwarzen Schluchten, zuſammengethürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen hingedeutet. Auch

ließ der Künſtler mit klugdichtendem Wahrheitsſinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkſtatt mächtiger Kryſtalle, oder als Aufenthalt einer fabelhaft-furchtbaren Drachenbrut anſprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu beſuchten die Freunde den Palaſt des Marcheſe; der Greis war von ſeiner Reiſe noch nicht zurück; ſie wurden aber auch in dieſem Bezirk, weil ſie ſich mit geiſtlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abweſenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm ſehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen gerne wieder geſehen und herzlich begrüßt hätte, ſo fürchtete er ſich doch vor deſſen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er ſchon den zarteſten Lohn dahin genommen hatte.

Und ſo ſchwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der ſchönſten Jahrszeit entging ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tauſend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht ſein Firmament und von da See und Erde freigebigſt überſpendet und ſich im Abglanz erſt vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgeſäet von Natur, durch Kunſt gepflegt und gefördert, umgab ſie überall.

Schon

Schon die erſten Kaſtanienwälder hatten ſie willkommen geheißen, und nun konnten ſie ſich eines traurigen Lächelns nicht enthalten, wenn ſie, unter Cypreſſen gelagert, den Lorbeer aufſteigen, den Granatapfel ſich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe ſich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunklen Laube hervorglühend erblickten.

Durch den friſchen Geſellen entſtand jedoch für Wilhelm ein neuer Genuß. Unſerm alten Freund hatte die Natur kein mahleriſches Auge gegeben. Empfänglich für ſichtbare Schönheit nur an menſchlicher Geſtalt, ward er auf einmal gewahr: ihm ſey, durch einen gleichgeſtimmten, aber zu ganz andern Genüſſen und Thätigkeiten gebildeten Freund, die Umwelt aufgeſchloſſen.

In geſprächiger Hindeutung auf die wechſelnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung, wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen ſonſt hartnäckig gehegten Zweifeln befreit. Verdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen Italiäniſcher Gegenden geweſen; der Himmel ſchien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar höchſt lieblich doch unwahr und das mancherlei friſche Grün doch gar zu bunt; nun verſchmolz er aber mit ſeinem neuen Freunde auf's innigſte, und lernte, empfänglich wie er war, mit deſſen Augen die Welt ſehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit

entfaltete, mußte man nach Kunſt als der würdigſten Auslegerin unbezwingliche Sehnſucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der mahleriſche Freund ihm von einer andern Seite entgegen; dieſer hatte manchmal einen heitern Geſang angeſtimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf ſich's, daß er, in einem der Paläſte, ein ganz eigenes Saitenſpiel fand, eine Laute in kleinem Format, kräftig vollklingend, bequem und tragbar, er wußte das Inſtrument alsbald zu ſtimmen, ſo glücklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen ſo freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Orpheus, den ſonſt ſtrengen und trocknen Caſtellan erweichend bezwang und ihn freundlich nöthigte das Inſtrument dem Sänger auf eine Zeit lang zu überlaſſen, mit der Bedeutung ſolches vor der Abreiſe treulich wieder zu geben, auch in der Zwiſchenzeit an irgend einem Sonn- oder Feyertage zu erſcheinen um die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt, Boot und Kahn buhlten um ihre Nachbarſchaft, ſelbſt Fracht- und Marktſchiffe verweilten in ihrer Nähe, Reihen von Menſchen zogen am Strande nach, und die Landenden ſahen ſich ſogleich von einer frohſinnigen Menge umgeben; die Scheidenden ſegnete jederman, zufrieden doch ſehnſuchtsvoll.

Nun hätte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung bei-

der eigentlich geendigt ſey; alle die auf Mignon ſich beziehenden Gegenden und Localitäten waren ſämmtlich umriſſen, theils in Licht, Schatten und Farbe geſetzt, theils in heißen Tagesſtunden treulich ausgeführt. Dieß zu leiſten hatten ſie ſich auf eine eigne Weiſe von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen Wilhelms Gelübde gar oft hinderlich war, doch wußten ſie ſolches gelegentlich zu umgehen durch die Auslegung es gelte nur für das Land, auf dem Waſſer ſey es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm ſelbſt, daß ihre eigentliche Abſicht erreicht ſey, aber läugnen konnte er ſich nicht, daß der Wunſch: Hillarien und die ſchöne Witwe zu ſehen, auch noch befriedigt werden müſſe, wenn man mit freiem Sinne dieſe Gegend verlaſſen wollte. Der Freund dem er die Geſchichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute ſich ſchon einen herrlichen Platz in einer ſeiner Zeichnungen leer und ledig zu wiſſen, den er mit den Geſtalten ſo holder Perſonen künſtleriſch zu verzieren gedachte.

Nun ſtellten ſie Kreuz- und Querfahrten an, die Puncte wo der Fremde in dieſes Paradies einzutreten pflegt beobachtend. Ihre Schiffer hatten ſie mit der Hoffnung Freunde hier zu ſehen bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, ſo ſahen ſie ein wohlverziertes Prachtſchiff herangleiten, worauf ſie Jagd machten und ſich nicht enthielten ſogleich leidenſchaftlich zu entern. Die Frauenzimmer einigermaßen betroffen faßten

ſich ſogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies und beide den von ihnen ſelbſt vorgezeichneten Pfeil, ohne Bedenken, anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen das Schiff der Damen zu beſteigen, welches eilig geſchah.

Und nun vergegenwärtige man ſich die Viere, wie ſie, im zierlichſten Raum, beiſammen, gegen einander überſitzen in der ſeligſten Welt von lindem Lufthauch angeweht, auf glänzenden Wellen geſchaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir ſie vor kurzem geſchildert geſehen, das männliche, mit dem wir ſchon ſeit Wochen ein gemeinſames Reiſeleben führen, und wir ſehen ſie nach einiger Betrachtung ſämmtlich in der anmuthigſten, obgleich gefährlichſten Lage.

Für die drey, welche ſich ſchon, willig oder unwillig, zu den Entſagenden gezählt, iſt nicht das Schwerſte zu beſorgen, der vierte jedoch dürfte ſich nur allzubald in jenen Orden aufgenommen ſehen.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die intereſſanteſten Localitäten, ſowohl des Ufers als der Inſeln, hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo ſie übernachten ſollten und wo ein gewandter, für dieſe Reiſe angenommener Führer alle wünſchenswerthen Bequemlichkeiten zu beſorgen wußte. Hier war nun Wilhelms Gelübde ein ſchicklicher aber unbequemer Ceremonienmeiſter; denn gerade an dieſer Station hatten die Freunde vor kurzem drey Tage zuge-

bracht und alles Merkwürdige der Umgegend erſchöpft. Der Künſtler, welchen kein Gelübde zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten die Damen an's Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weßwegen man ſich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in ſein Schiff geſprungen, das ſich eiligſt vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wunderſam-klagenden Geſang den die Venezianiſchen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erſchallen laſſen, lieblich anzuſtimmen begann. Geübt genug zu ſolchem Vortrag, der ihm dießmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verſtärkte er, verhältnißmäßig zur wachſenden Entfernung den Ton, ſo daß man am Ufer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute ſchweigen, ſeiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Damen, anſtatt ſich in's Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte ſich ſo begeiſtert, daß er nicht endigen konnte, auch ſelbſt als zuletzt Nacht und Entfernung das Anſchauen aller Gegenſtände entzogen; bis ihm endlich der mehrberuhigte Freund bemerklich machte, daß wenn auch Finſterniß den Ton begünſtige, das Schiff den Kreis längſt verlaſſen habe, in welchem derſelbe wirken könne.

Der Verabredung gemäß traf man ſich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man ſich mit der ſchönen Reihe merkwürdig

hingelagerter, bald reihenweis überſehbarer, bald ſich verſchiebender Anſichten, die, im Waſſer ſich gleichmäßig verdoppelnd, bei Uferfahrten das mannichfaltigſte Vergnügen gewähren. Dabei ließen denn die künſtleriſchen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuthen und ahnen was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für alles dieſes ſchien die ſtille Hilarie freien und ſchönen Sinn zu beſitzen.

Aber nun gegen Mittag erſchien abermals das Wunderbare; die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun ſuchte der Sänger ſeinen Vortrag einer ſolchen Annäherung zu bequemen, wo nicht bloß von einem zart und lebhaft jodelnden, allgemeinen Sehnſuchtston, ſondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Perſonen der Lehrjahre ſchuldig ſind, über den Saiten, über den Lippen ſchweben; doch enthielt er ſich, aus wohlmeinender Schonung, deren er ſelbſt bedurfte, und ſchwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn ſeines Vortrags, der ſich nur um deſto einſchmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hätten, auf dieſe Weiſe den Hafen blokirend, nicht an Eſſen und Trinken gedacht, wenn die vorſichtigen Freundinnen nicht gute Biſſen herübergeſendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgeſuchten Weins zum allerbeſten ſchmeckte.

Jede Abſonderung, jede Bedingung, die unſern auf-
enden Leidenſchaften in den Weg tritt, ſchärft ſie
att ſie zu dämpfen; und auch dießmal läßt ſich ver-
hen, daß die kurze Abweſenheit beiden Theilen glei-
Sehnſucht erregt habe. Allerdings! man ſah die
men in ihrer blendend-muntern Gondel gar bald wie-
heranfahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurig-
n Venezianiſchen Sinn; hier bezeichnet es ein luſtig-
quem-gefälliges Schiff, das, hätte ſich unſer kleiner
eis verdoppelt, immer noch geräumig genug geweſen
äre.

Einige Tage wurden ſo auf dieſe eigene Weiſe zwi-
hen Begegnen und Scheiden, zwiſchen Trennen und
uſammenſeyn hingebracht; im Genuß vergnüglichſter
Geſelligkeit ſchwebte immer Entfernung und Entbehren
vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen
Freunde rief man ſich die ältern zurück, vermißte man
die neuen, ſo mußte man bekennen, daß auch dieſe ſchon
ſtarken Anſpruch an Erinnerung zu erwerben gewußt.
Nur ein gefaßter, geprüfter Geiſt, wie unſere ſchöne
Witwe, konnte ſich zu ſolcher Stunde völlig im Gleich-
gewicht erhalten.

Hilariens Herz war zu ſehr verwundet als daß es
einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig gewe-
ſen wäre; aber wenn die Anmuth einer herrlichen Ge-
gend uns ändernd umgibt, wenn die Milde gefühlvollen

völlig erſchöpft wären. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf! Man zog den Führer in's Vertrauen, dieſer wußte jene Fahrt ſogleich zu beſchleunigen und ſie hielten ſolche für die ſeligſte. Nun durften ſie hoffen und erwarten, nach ſo manchen unterbrochenen Freuden drey volle himmliſche Tage, in einem abgeſchloſſenen Bezirk verſammelt, zuzubringen.

Hier müſſen wir nun den Reiſeführer beſonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche mehrere Herrſchaften geleitend dieſelben Routen oft zurücklegen; mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und, ohne Hintanſetzung eignen Vortheils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnüglicher durch's Land zu führen verſtehen, als dieſen auf eigene Hand würde gelungen ſeyn.

Zu gleicher Zeit that ſich eine lebhafte weibliche Bedienung der Frauenzimmer, zum erſtenmal entſchieden, thätig hervor, ſo daß die ſchöne Witwe zur Bedingung machen konnte, die beiden Freunde möchten bei ihr als Gäſte einkehren und mit mäßiger Bewirthung vorlieb nehmen. Auch hier gelang alles zum günſtigſten: denn der kluge Geſchäftsträger hatte, bei dieſer Gelegenheit wie früher, von den Empfehlungs- und Creditbriefen der Damen ſo klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß in Abweſenheit der Beſitzer, Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet wor-

den, ja ſogar einige Ausſicht auf den Keller blieb. Alles ſtimmte nun ſo zuſammen, daß man ſich gleich vom erſten Augenblick an als einheimiſch, als eingeborne Herrſchaft ſolcher Paradieſe fühlen mußte.

Das ſämmtliche Gepäck aller unſerer Reiſenden ward ſogleich auf die Inſel gebracht, wodurch für die Geſellſchaft große Bequemlichkeit entſtand, der größte Vortheil aber dabei erzielt ward, indem die ſämmtlichen Portefeuille's des trefflichen Künſtlers, zum erſtenmale alle beiſammen, ihm Gelegenheit gaben, den Weg, den er genommen, in ſtätiger Folge den Schönen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf. Nicht etwa wie Liebhaber und Künſtler ſich wechſelsweiſe präconiſiren, hier ward einem vorzüglichen Manne das gefühlteſte und einſichtigſte Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phraſen dasjenige, was wir nicht vorzeigen können gläubigen Leſern nur unterſchieben, ſo ſtehe hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen ſowohl, als gleichen und ähnlichen Arbeiten, mehrere Jahre nachher, bewundernd verweilte.

„Ihm gelingt die heitere Ruhe ſtiller Seeausſichten darzuſtellen, wo anliegend-freundliche Wohnungen, ſich in der klaren Fluth ſpiegelnd, gleichſam zu baden ſcheinen; Ufer, mit begrünten Hügeln umgeben, hinter denen Waldgebirge und eiſige Gletſcherfirnen aufſteigen. Der Farbenton ſolcher Scenen iſt heiter; früh-

lichtklar; die Fernen mit milderndem Duft wie übergoſſen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchſtrömten Gründen und Thälern hervorſteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder iſt des Meiſters Kunſt zu loben in Anſichten aus Thälern näher am Hochgebirg gelegen, wo üppig bewachſene Bergeshänge niederſteigen, friſche Ströme ſich am Fuß der Felſen eilig fortwälzen.

Trefflich weiß er, in mächtig ſchattenden Bäumen des Vordergrundes, den unterſcheidenden Charakter verſchiedener Arten, ſo in Geſtalt des Ganzen, wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blätter befriedigend anzudeuten; nicht weniger in dem auf mancherlei Weiſe nüancirten friſchen Grün, worin ſanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächeln und die Lichter daher gleichſam bewegt erſcheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmählich der lebhafte grüne Ton und vermählt ſich, auf entferntern Berghöhen, ſchwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unſerm Künſtler glücken über alles Darſtellungen höherer Alpgegenden; das einfach Große und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergeshang, mit dem friſcheſten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln ſtehende Tannen aus dem Raſenteppich ragen und von hohen Felswänden ſich ſchäumende Bäche ſtürzen. Mag er die Weiden mit graſendem Rindvieh ſtaffiren, oder den engen, um Felſen ſich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maulthieren, er zeichnet alle

gleich gut und geiſtreich; immer am ſchicklichen Ort, und nicht in zu großer Fülle angebracht zieren und beleben ſie dieſe Bilder, ohne ihre ruhige Einſamkeit zu ſtören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von der kühnſten Meiſterhand, leicht mit wenigen ſichern Strichen und doch vollendet. Er bediente ſich ſpäter Engliſcher glänzender Permanentfarben auf Papier, daher ſind dieſe Gemählde von vorzüglich blühendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und geſättigt.

Seine Abbildungen tiefer Felsſchluchten, wo um und um nur todtes Geſtein ſtarrt, im Abgrund, von kühner Brücke überſprungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit, wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenig bedeutende Striche und Maſſen von Localfarben, mit dem geringſten Aufwand hervorgebracht.

Eben ſo charakteriſtiſch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzuſtellen, wo weder Baum noch Geſträuch mehr fortkommt, ſondern nur zwiſchen Felszacken und Schneegipfeln ſonnige Flächen mit zarten Raſen ſich bedecken. So ſchön und gründuftig und einladend er dergleichen Stellen auch colorirt, ſo ſinnig hat er doch unterlaſſen hier mit weidenden Heerden zu ſtaffiren, denn dieſe Gegenden geben nur Futter den Gemſen, und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb.“

Wir entfernen uns nicht von der Abſicht, unſern Leſern den Zuſtand ſolcher wilden Gegenden ſo nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort, Wildheuer, mit wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche ſich unterfangen auf Grasplätzen, die für das Vieh ſchlechterdings unzugänglich ſind, Heu zu machen. Sie erſteigen deßwegen, mit Steigehacken an den Füßen, die ſteilſten, gefährlichſten Klippen, oder laſſen ſich, wo es nöthig iſt, von hohen Felswänden an Stricken auf die beſagten Grasplätze herab. Iſt nun das Gras von ihnen geſchlagen und zu Heu getrocknet, ſo werfen ſie ſolches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo daſſelbe wieder geſammelt an Viehbeſitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beſchaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie beſonders mit großer Aufmerkſamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß ſie ſelbſt dieſem Fache nicht fremd ſey; am wenigſten blieb dieß dem Künſtler verborgen, der ſich von niemand lieber erkannt geſehen hätte als gerade von dieſer anmuthigſten aller Perſonen. Die ältere Freundin ſchwieg daher nicht länger, ſondern tadelte Hilarien, daß ſie mit ihrer eigenen Geſchicklichkeit hervorzutreten auch dießmal, wie immer, zaudere; hier ſey die Frage nicht: gelobt oder getadelt zu werden, ſondern zu le-

nen. Eine ſchönere Gelegenheit finde ſich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte ſich erſt, als ſie genöthigt war ihre Blätter vorzuweiſen, welch' ein Talent hinter dieſem ſtillen, zierlichſten Weſen verborgen liege; die Fähigkeit war eingeboren, fleißig geübt. Sie beſaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie ſie Frauen bei ihren künftigen Schmuck- und Putzarbeiten zu höherer Kunſt befähigt. Man bemerkte freilich Unſicherheit in den Strichen und deßhalb nicht hinlänglich ausgeſprochenen Charakter der Gegenſtände, aber man bewunderte genugſam die fleißigſte Ausführung; dabei jedoch das Ganze nicht auf's vortheilhafteſte gefaßt, nicht künſtleriſch zurecht gerückt. Sie fürchtet, ſo ſcheint es, den Gegenſtand zu entweihen, bliebe ſie ihm nicht vollkommen getreu, deßhalb iſt ſie ängſtlich und verliert ſich im Detail.

Nun aber fühlt ſie ſich durch das große, freie Talent, die dreiſte Hand des Künſtlers aufgeregt, erweckt was von Sinn und Geſchmack in ihr traulich ſchlummerte; es geht ihr auf, daß ſie nur Muth faſſen, einige Hauptmaximen, die ihr der Künſtler gründlich, freundlich-dringend, wiederholt überlieferte, ernſt und ſtrack befolgen müſſe. Die Sicherheit des Striches findet ſich ein, ſie hält ſich allmählich weniger an die Theile als an's Ganze, und ſo ſchließt ſich die ſchönſte Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf: wie eine Roſenknoſpe, an der wir noch Abends unbeachtend vorübergin-

gen, Morgens mit Sonnenaufgang vor unſern Augen hervorbricht, ſo daß wir das lebende Zittern, das die herrliche Erſcheinung dem Lichte entgegen regt, mit Augen zu ſchauen glauben.

Auch nicht ohne ſittliche Nachwirkung war eine ſolche äſthetiſche Ausbildung geblieben: denn einen magiſchen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigſten Dankbarkeit gegen irgend jemand, dem wir entſcheidende Belehrung ſchuldig ſind. Dießmal war es das erſte frohe Gefühl, das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erſt Tage lang vor ſich zu ſehen, und nun die auf einmal verliehene vollkommenere Darſtellungsgabe zu empfinden. Welche Wonne in Zügen und Farben dem Unausſprechlichen näher zu treten! Sie fühlte ſich mit einer neuen Jugend überraſcht und konnte ſich eine beſondere Anneigung zu jenem, dem ſie dieß Glück ſchuldig geworden, nicht verſagen.

So ſaßen ſie neben einander, man hätte nicht unterſcheiden können, wer haſtiger Kunſtvortheile zu überliefern, oder ſie zu ergreifen und auszuüben geweſen wäre. Der glücklichſte Wettſtreit, wie er ſich ſelten zwiſchen Schüler und Meiſter entzündet, that ſich hervor. Manchmal ſchien der Freund auf ihr Blatt mit einem entſcheidenden Zuge einwirken zu wollen, ſie aber, ſanft ablehnend, eilte gleich das Gewünſchte, das Nothwendige zu thun und immer zu ſeinem Erſtaunen.

Die ſchöne Witwe ging indeß mit Wilhelm, unter Cypreſſen und Pinien, bald an Trauben- bald an Orangengeländern der Terraſſen hin und konnte ſich zuletzt nicht enthalten den leiſe angedeuteten Wunſch des neuen Freundes zu erfüllen; ſie mußte ihm die wunderſame Verſchränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihren früheren Verhältniſſen getrennt, unter ſich innig verbunden, in die Welt hinausgeſchickt worden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte ſich alles genau zu merken, ſchrieb die trauliche Erzählung ſpäter auf, und wir gedenken ſie, wie er ſolche verfaßt und durch Herſilien an Natalien geſendet, künftig unſern Leſern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun herangekommen, und ein hervorleuchtender klarſter Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Geſellſchaft hatte ſich zuſammen auf einer der höchſten Terraſſen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglänzenden See, deſſen Länge ſich zum Theil verbarg, ſeiner Breite nach ganz klar zu überſchauen.

Was man nun auch in ſolchen Zuſtänden beſprechen mochte, ſo war doch nicht zu unterlaſſen das hundertmal Beſprochene, die Vorzüge dieſes Himmels, dieſes Waſſers, dieſer Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes nochmals zu bereden, ja ſie ausſchließlich und lyriſch anzuerkennen.

Was man ſich aber nicht geſtand, was man ſich kaum ſelbſt bekennen mochte, war das tiefe ſchmerzliche Gefühl, das in jedem Buſen, ſtärker oder ſchwächer, durchaus aber gleich wahr und zart ſich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete ſich über die Geſammtheit; ein allmähliches Verſtummen wollte faſt ängſtlich werden.

Da ermannte, da entſchloß ſich der Sänger, auf ſeinem Inſtrumente kräftig präludirend, uneingedenk jener früheren wohlbedachten Schonung. Ihm ſchwebte Mignons Bild mit dem erſten Zartgeſang des holden Kindes vor. Leidenſchaftlich über die Gränze geriſſen, mit ſehnſüchtigem Griff die wohlklingenden Saiten aufregend, begann er anzuſtimmen:

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub — — — — —

Hilarie ſtand erſchüttert auf und entfernte ſich, die Stirne verſchleiernd; unſere ſchöne Witwe bewegte, ablehnend, eine Hand gegen den Sänger, indem ſie mit der andern Wilhelm's Arm ergriff. Hilarien folgte der verworrene Jüngling, Wilhelmen zog die mehr beſonnene Freundin hinter beiden drein. Und als ſie nun alle viere im hohen Mondſchein ſich gegenüber ſtanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen ſich einander in die Arme, die Männer umhalſ'ten ſich, und Luna ward Zeuge der edelſten, keuſcheſten Thränen. Einige Beſinnung kehrte langſam

Lenardo an Wilhelm.

Ihr Schreiben, mein Theuerſter, traf mich in einer Thätigkeit, die ich Verwirrung nennen könnte, wenn der Zweck nicht ſo groß, das Erlangen nicht ſo ſicher wäre. Die Verbindung mit den Ihrigen iſt wichtiger als beide Theile ſich denken konnten. Darüber darf ich nicht anfangen zu ſchreiben, weil ſich gleich hervorthut wie unüberſehbar das Ganze, wie unausſprechlich die Verknüpfung. Thun ohne Reden muß jetzt unſre Loſung ſeyn. Tauſend Dank, daß Sie mir auf ein ſo anmuthiges Geheimniß halbverſchleiert in die Ferne hindeuten, ich gönne dem guten Weſen einen ſo einfach glücklichen Zuſtand, indeſſen mich ein Wirbel von Verſchlingungen, doch nicht ohne Leitſtern, umher treiben wird. Der Abbé übernimmt das Weitere zu vermelden, ich darf nur deſſen gedenken was fördert, die Sehnſucht verſchwindet im Thun und Wirken. Sie haben mich — und hier nicht weiter; wo genug zu ſchaffen iſt, bleibt kein Raum für Betrachtung.

Der Abbé an Wilhelm.

Wenig hätte gefehlt, ſo wäre Ihr wohlgemeinter Brief ganz Ihrer Abſicht entgegen uns höchſt ſchädlich geworden. Die Schilderung der Gefundenen iſt ſo gemüthlich und reizend, daß, um ſie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht alles hätte ſtehen und

liegen laſſen, wären unſre nunmehr verbündeten Plane nicht ſo groß und weitausſehend. Nun aber hat er die Probe beſtanden und es beſtätigt ſich, daß er von der wichtigen Angelegenheit völlig durchdrungen iſt, und ſich von allem andern ab- und allein dorthin gezogen fühlt.

In dieſem unſerm neuen Verhältniß, deſſen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben ſich bei näherer Unterſuchung, für jene wie für uns, weit größere Vortheile als man gedacht hätte.

Denn gerade durch eine von der Natur weniger begünſtigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen iſt, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuern Zeit ein Canal projectirt, der auch durch unſere Beſitzungen ſich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns aneinander ſchließen, ſich der Werth derſelben in's Unberechenbare erhöht.

Hierbei kann er ſeine Hauptneigung, ganz von vorne anzufangen, ſehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener Waſſerſtraße wird unbebautes und unbewohntes Land genugſam zu finden ſeyn; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen ſich anſiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede ſich und jenen mäßige Werkſtätten beſtellen; alles mag durch die erſte Hand verrichtet werden, indeſſen wir andern die verwickelten Aufgaben zu löſen unternehmen und den Umſchwung der Thätigkeit zu befördern wiſſen.

Dieſes iſt alſo die nächſte Aufgabe unſers Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen wie dort Nahrungsloſigkeit überhand nehme; auch ſollen jene Strecken im Uebermaß bevölkert ſeyn. Dort wird er ſich umſehen, Menſchen und Zuſtände beurtheilen und die wahrhaft thätigen ſich ſelbſt und andern nöthlichen in unſern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Lothario zu berichten, er bereitet den völligen Abſchluß vor. Eine Reiſe zu den Pädagogen hat er unternommen um ſich tüchtige Künſtler, nur ſehr wenige, zu erbitten. Die Künſte ſind das Salz der Erde; wie dieſes zu den Speiſen, ſo verhalten ſich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunſt nicht mehr auf als nur daß das Handwerk nicht abgeſchmackt werde.

Im Ganzen wird zu jener pädagogiſchen Anſtalt uns eine dauernde Verbindung höchſt nützlich und nöthig werden. Wir müſſen thun und dürfen an's Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen iſt unſre höchſte Pflicht.

Tauſend und aber tauſend Betrachtungen ſchließen ſich hier an; erlauben Sie mir, nach unſrer alten Weiſe, nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründet ſich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Feſtigkeit und Würde beruhen

mag; aber ſie reicht nicht mehr hin, wir müſſen den Begriff einer Weltfrömmigkeit faſſen, unſre redlich menſchlichen Geſinnungen in einen praktiſchen Bezug in's Weite ſetzen, und nicht nur unſre Nächſten fördern, ſondern zugleich die ganze Menſchheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Geſuches zu erwähnen, ſag' ich ſo viel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären was Sie eigentlich vorhätten, doch er gab ſein Freundes-Wort daß es verſtändig und, wenn es gelänge, der Geſellſchaft höchſt nützlich ſeyn würde. Und ſo iſt Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie ſind von aller Beſchränktheit entbunden, wie es Ihnen ſchon zugekommen ſeyn ſollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt geweſen. Deßhalb wiederhol' ich im Namen aller: Ihr Zweck, obſchon unausgeſprochen, wird im Zutrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reiſen Sie, halten Sie ſich auf, bewegen Sie ſich, verharren Sie; was Ihnen gelingt wird recht ſeyn; möchten Sie ſich zum nothwendigſten Glied unſrer Kette bilden.

Ich lege zum Schluß ein Täfelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunct unſrer Communicationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen geſtellt wohin Sie zu jeder Jahrszeit Ihre Briefe

zu ſenden haben; am liebſten ſehen wir's durch ſichere Boten, deren Ihnen genugſame an mehreren Orten angedeutet ſind. Eben ſo finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie einen oder den andern der Unſrigen aufzuſuchen haben.

Zwiſchenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle dem Leſer eine Pauſe und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weßhalb wir gern, wäre es mit der typographiſchen Einrichtung zu verknüpfen geweſen, an dieſer Stelle einen Band abgeſchloſſen hätten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwiſchen zwey Capiteln genügen um ſich über das Maß gedachter Zeit hinwegzuſetzen, da wir längſt gewohnt ſind zwiſchen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unſerer perſönlichen Gegenwart dergleichen geſchehen zu laſſen.

Wir haben in dieſem zweyten Buche die Verhältniſſe unſrer alten Freunde bedeutend ſteigern ſehen und zugleich friſche Bekanntſchaften gewonnen; die Ausſichten ſind der Art, daß zu hoffen ſteht es werde allen und jeden, wenn ſie ſich in's Leben zu finden wiſſen, ganz erwünſcht gerathen. Erwarten wir alſo zunächſt, einen nach dem andern, ſich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden.

Neuntes Capitel.

Suchen wir nun unſern ſeit einiger Zeit ſich ſelbſt überlaſſenen Freund wieder auf, ſo finden wir ihn wie er, von Seiten des flachen Landes her, in die pädagogiſche Provinz hineintritt. Er kommt über Auen und Wieſen, umgeht auf trocknem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuſchte als waldige Hügel, überall freie Umſicht über einen wenig bewegten Boden. Auf ſolchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft er befinde ſich in der pferdenährenden Region, auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Heerden dieſes edlen Thiers verſchiedenen Geſchlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt ſich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke die, eiligſt näher und näher anſchwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber durch friſchen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt iſt.

In vollem Galop ſtürzt eine große Maſſe ſolcher edlen Thiere heran, ſie werden durch reitende Hüter gelenkt und zuſammengehalten. An dem Wanderer ſprengt das ungeheure Gewimmel vorbei, ein ſchöner Knabe unter den begleitenden Hütern blickt ihn verwundert an, parirt, ſpringt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen, der Sohn berichtet, daß er in der erſten Prüfungszeit viel ausgeſtanden, ſein Pferd vermißt und auf Aeckern und Wieſen ſich zu Fuß herumgetrieben; da er ſich denn auch in dem ſtillen mühſeligen Landleben, wie er voraus proteſtirt, nicht ſonderlich erwieſen; das Erntefeſt habe ihm zwar ganz wohl, das Beſtellen hinterdrein, Pflügen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen, mit den nothwendigen und nutzbaren Hausthieren habe er ſich zwar, doch immer läſſig und unzufrieden beſchäftigt, bis er denn zur lebhafteren Reiterey endlich befördert worden. Das Geſchäft die Stuten und Fohlen zu hüten ſey mitunter zwar langweilig genug, indeſſen wenn man ein muntres Thierchen vor ſich ſehe, das einen vielleicht in drey vier Jahren luſtig davon trüge, ſo ſey es doch ein ganz anderes Weſen als ſich mit Kälbern und Ferkeln abzugeben deren Lebenszweck dahinausgehe, wohl gefüttert und angefettet fortgeſchafft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der ſich wirklich zum Jüngling heranſtreckte, ſeiner geſunden Haltung, einem gewiſſen frei-heitern, um nicht zu ſagen geiſtreichen Geſpräche, konnte der Vater wohl zufrieden ſeyn. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Heerde, bei einſam gelegenen weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Marktfeſt gehalten ward. Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durcheinander und man wußte nicht zu unterſcheiden ob

Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kaufluſtige zuſammen, um Geſchöpfe edler Abkunft, ſorgfältiger Zucht ſich zuzueignen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwiſchen tönt auch der lebhafte Schall wirkſamſter Blasinſtrumente und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unſer Wanderer trifft nun den vorigen ſchon bekannten Aufſeher wieder an, geſellt zu andern tüchtigen Männern, welche ſtill und gleichſam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wiſſen. Wilhelm, der hier abermals ein Beiſpiel ausſchließlicher Beſchäftigung und, wie ihm bei aller Breite ſcheint, beſchränkte Lebensleitung zu bemerken glaubt, wünſcht zu erfahren worin man die Zöglinge ſonſt noch zu üben pflege, um zu verhindern daß bei ſo wilder, gewiſſermaßen roher Beſchäftigung, Thiere nährend und erziehend der Jüngling nicht ſelbſt zum Thiere verwildere. Und ſo war ihm denn ſehr lieb zu vernehmen daß gerade mit dieſer gewaltſam und rauh ſcheinenden Beſtimmung die zarteſte von der Welt verknüpft ſey, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermißte der Vater den Sohn an ſeiner Seite, er ſah ihn, zwiſchen den Lücken der Menge durch, mit einem jungen Tabulettkrämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilſchen. In kurzer Zeit ſah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufſeher nach der Urſache einer gewiſſen Verlegenheit und Zerſtreuung

fragte und dagegen vernahm daß es den Sohn gelte: laſſen Sie es nur, ſagte er zur Beruhigung des Vaters, er iſt unverloren; damit Sie aber ſehen wie wir die Unſrigen zuſammenhalten, ſtieß er mit Gewalt in ein Pfeifchen das an ſeinem Buſen hing, in dem Augenblicke antwortete es dutzendweiſe von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: Jetzt laſſ' ich es dabei bewenden, es iſt nur ein Zeichen daß der Aufſeher in der Nähe iſt und ungefähr wiſſen will, wie viel ihn hören. Auf ein zweytes Zeichen ſind ſie ſtill, aber bereiten ſich, auf das dritte antworten ſie und ſtürzen herbei. Uebrigens ſind dieſe Zeichen auf gar mannichfaltige Weiſe vervielfältigt und von beſonderem Nutzen.

Auf einmal hatte ſich um ſie her ein freierer Raum gebildet, man konnte freier ſprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen ſpazierte. „Zu jenen Sprachübungen," fuhr der Aufſehende fort, „wurden wir dadurch beſtimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge ſich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß ſich nicht, wie in der Fremde zu geſchehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgeſondert, Parteyen bilden, ſo ſuchen wir durch freie Sprachmittheilung ſie einander zu nähern."

Am nothwendigſten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei dieſem Feſtmarkte jeder Fremde in ſeinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugſame Unterhaltung, bei'm Feilſchen und Markten aber alle Bequem-

lichkeit finden mag. Damit jedoch keine Babyloniſche Verwirrung, keine Verderbniß entſtehe, ſo wird das Jahr über monatweiſe nur Eine Sprache im Allgemeinen geſprochen; nach dem Grundſatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden ſoll.

„Wir ſehen unſere Schüler," ſagte der Aufſeher, „ſämmtlich als Schwimmer an, welche, mit Verwunderung, im Elemente das ſie zu verſchlingen droht, ſich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen ſind; und ſo iſt es mit allem, deſſen ſich der Menſch unterfängt."

„Zeigt jedoch einer der Unſrigen zu dieſer oder jener Sprache beſondere Neigung, ſo iſt auch mitten in dieſem tumultvoll ſcheinenden Leben, das zugleich ſehr viel ruhige, müßig einſame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht geſorgt. Ihr würdet unſere reitenden Grammatiker, unter welchen ſogar einige Pedanten ſind, aus dieſen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl ſchwerlich herausfinden. Euer Felix hat ſich zum Italiäniſchen beſtimmt und da, wie ihr ſchon wißt, melodiſcher Geſang bei unſern Anſtalten durch alles durchgreift, ſo ſolltet ihr, in der Langweile des Hüterlebens, gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit iſt mit anlangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt."

„Da eine jede Region ihr eigenes Feſt feyert, ſo

führte man den Gaſt zum Bezirk der Inſtrumental-Muſik. Dieſer, an die Ebene gränzend, zeigte ſchon freundlich und zierlich abwechſelnde Thäler, kleine ſchlanke Wälder, ſanfte Bäche, an deren Seite hie und da ein bemoos'ter Fels hervortrat. Zerſtreute, unbuſchte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in ſanften Gründen drängten ſich die Häuſer näher aneinander. Jene anmuthig vereinzelten Hütten lagen ſo weit auseinander, daß weder Töne noch Mißtöne ſich wechſelſeitig erreichen konnten.

Sie näherten ſich ſodann einem weiten, rings umbauten und umſchatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerkſamkeit und Erwartung geſpannt ſchienen. Eben als der Gaſt herantrat, ward eine mächtige Symphonie aller Inſtrumente aufgeführt, deren vollſtändige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orcheſter ſtand ein kleineres zur Seite, welches zu beſonderer Betrachtung Anlaß gab; auf demſelben befanden ſich jüngere und ältere Schüler, jeder hielt ſein Inſtrument bereit ohne zu ſpielen; es waren diejenigen die noch nicht vermochten, oder nicht wagten in's Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man wie ſie gleichſam auf dem Sprunge ſtanden, und hörte rühmen: ein ſolches Feſt gehe ſelten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent ſich plötzlich entwickele.

Da nun auch Geſang zwiſchen den Inſtrumenten ſich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben daß auch dieſer begünſtigt werde. Auf eine Frage ſodann was noch ſonſt für eine Bildung ſich hier freundlich anſchließe, vernahm der Wanderer: die Dichtkunſt ſey es, und zwar von der lyriſchen Seite. Hier komme alles darauf an daß beide Künſte, jede für ſich und aus ſich ſelbſt, dann aber gegen und miteinander entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andre in ihrer Bedingtheit kennen; ſodann wird gelehrt wie ſie ſich wechſelsweiſe bedingen und ſich ſodann wieder wechſelſeitig befreien.

Der poetiſchen Rhythmik ſtellt der Tonkünſtler Tacteintheilung und Tactbewegung entgegen. Hier zeigt ſich aber bald die Herrſchaft der Muſik über die Poeſie; denn wenn dieſe, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer ſo rein als möglich im Sinne hat, ſo ſind für den Muſiker wenig Sylben entſchieden lang oder kurz; nach Belieben zerſtört dieſer das gewiſſenhafteſte Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt ſogar Proſa in Geſang, wo dann die wunderbarſten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde ſich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht, von ſeiner Seite, durch lyriſche Zartheit und Kühnheit, dem Muſiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in ſanfteſter Folge, bald durch die raſcheſten Uebergänge, hervorzurufen.

Die Sänger die man hier findet ſind meiſt ſelbſt

Poeten.

Poeten. Auch der Tanz wird in ſeinen Grundzügen gelehrt, damit ſich alle dieſe Fertigkeiten über ſämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gaſt über die nächſte Gränze führte, ſah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerſtreut waren die Häuſer, nicht mehr hüttenartig; ſie zeigten ſich vielmehr regelmäßig zuſammengeſtellt, tüchtig und ſchön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemeſſenen Stadt gewahr. Hier ſind bildende Kunſt und die ihr verwandten Handwerke zu Hauſe und eine ganz eigene Stille herrſcht über dieſen Räumen.

Der bildende Künſtler denkt ſich zwar immer in Bezug auf alles was unter den Menſchen lebt und webt, aber ſein Geſchäft iſt einſam, und durch den ſonderbarſten Widerſpruch verlangt vielleicht kein anderes ſo entſchieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet jeder im Stillen was bald für immer die Augen der Menſchen beſchäftigen ſoll; eine Feyertagsruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer, oder abgemeſſene Schläge der Zimmerleute vernommen, die ſo eben emſig beſchäftigt waren ein herrliches Gebäude zu vollenden, ſo wäre die Luft von keinem Ton bewegt geweſen.

Unſerm Wanderer fiel der Ernſt auf, die wunderbare Strenge, mit welcher ſowohl Anfänger als Fortſchrei-

tende behandelt wurden; es ſchien als wenn keiner aus eigner Macht und Gewalt etwas leiſtete, ſondern als wenn ein geheimer Geiſt ſie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und als ſich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieſer: die Einbildungskraft ſey ohnehin ein vages, unſtätes Vermögen, während das ganze Verdienſt des bildenden Künſtlers darin beſtehe, daß er ſie immer mehr beſtimmen, feſthalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit ſicherer Grundſätze in andern Künſten. Würde der Muſiker einem Schüler vergönnen wild auf den Saiten herumzugreifen, oder ſich gar Intervalle nach eigner Luſt und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlaſſen ſey; das Element worin er wirken ſoll, iſt entſchieden gegeben, das Werkzeug das er zu handhaben hat, iſt ihm eingehändigt, ſogar die Art und Weiſe wie er ſich deſſen bedienen ſoll, ich meine den Fingerwechſel, findet er vorgeſchrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und ſeinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches geſetzliche Zuſammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu ſtrengen Forderungen, zu entſchie-

denen Geſetzen am meiſten berechtigt, iſt: daß gerade das Genie, das angeborne Talent ſie am erſten begreift, ihnen den willigſten Gehorſam leiſtet. Nur das Halbvermögen wünſchte gern ſeine beſchränkte Beſonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu ſetzen, und ſeine falſchen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbſtſtändigkeit, zu beſchönigen. Das laſſen wir aber nicht gelten, ſondern hüten unſere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird.

Mit dem Genie haben wir am liebſten zu thun, denn dieſes wird eben von dem guten Geiſte beſeelt, bald zu erkennen was ihm nutz iſt. Es begreift, daß Kunſt eben darum Kunſt heiße, weil ſie nicht Natur iſt. Es bequemt ſich zum Reſpect, ſogar vor dem was man conventionell nennen könnte: denn was iſt dieſes anders, als daß die vorzüglichſten Menſchen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beſte zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer ſind auch hier, wie überall bei uns, die drey Ehrfurchten und ihre Zeichen, mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geſchäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt.

Den ferner umher geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung ſetzen, daß die Stadt ſich immer zu erweitern, Straße aus Straße ſich zu entwickeln

ſchien, mannichfaltige Anſichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude ſprach ihre Beſtimmung unzweydeutig aus, ſie waren würdig und ſtattlich, weniger prächtig als ſchön. Den edlern und ernſteren in Mitte der Stadt ſchloſſen ſich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorſtädte anmuthigen Styls gegen das Feld ſich hinzogen, und endlich als Gartenwohnungen zerſtreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlaſſen hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Muſiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen ſeyen, welche Mahler, Bildhauer und Baumeiſter bewohnen. Man erwiderte ihm, dieß liege in der Natur der Sache. Der Muſicus müſſe immer in ſich ſelbſt gekehrt ſeyn, ſein Innerſtes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu ſchmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geiſt von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künſtler in der Außenwelt leben und ſein Inneres gleichſam unbewußt an und in dem Auswendigen manifeſtiren. Bildende Künſtler müſſen wohnen wie Könige und Götter, wie wollten ſie denn ſonſt für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müſſen ſich zuletzt dergeſtalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeinde in und an ihren Werken ſich veredelt fühle.

Sodann ließ unſer Freund ſich ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in dieſen feſtlichen, andere

Regionen ſo belebenden, tumultuariſch erregten Tagen hier die größte Stille herrſche und das Arbeiten nicht auch ausgeſetzt werde?

Ein bildender Künſtler, hieß es, bedarf keines Feſtes, ihm iſt das ganze Jahr ein Feſt. Wenn er etwas Treffliches geleiſtet hat, es ſteht, nach wie vor, ſeinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt. Da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anſtrengung, keines friſchen Gelingens, woran ſich der Muſiker immer abplagt, dem daher das ſplendideſte Feſt innerhalb des vollzähligſten Kreiſes zu gönnen iſt.

Man ſollte aber doch, verſetzte Wilhelm, in dieſen Tagen eine Ausſtellung belieben, wo die dreyjährigen Fortſchritte der braveſten Zöglinge mit Vergnügen zu beſchauen und zu beurtheilen wären.

An anderen Orten, verſetzte man, mag eine Ausſtellung ſich nöthig machen, bei uns iſt ſie es nicht. Unſer ganzes Weſen und Seyn iſt Ausſtellung. Sehen Sie hier die Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt; freilich nach hundertmal beſprochenen und durchdachten Riſſen: denn der Bauende ſoll nicht herumtaſten und verſuchen; was ſtehen bleiben ſoll muß recht ſtehen und wo nicht für die Ewigkeit doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir ſchon läßlicher, am läßlichſten mit Mahlern, ſie dürfen dieß und jenes ver-

ſuchen, beide in ihrer Art. Ihnen ſteht frei in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen, ſich eine Stelle zu wählen die ſie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen iſt, ſo wird die Ausführung zugeſtanden, und zwar auf zweyerlei Weiſe, entweder mit Vergünſtigung früher oder ſpäter die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn ſie dem Künſtler ſelbſt mißfiele, oder mit Bedingung das einmal Aufgeſtellte unabänderlich am Orte zu laſſen. Die meiſten erwählen das Erſte und behalten ſich jene Erlaubniß vor, wobei ſie immer am beſten berathen ſind. Der zweyte Fall tritt ſeltner ein, und man bemerkt daß alsdann die Künſtler ſich weniger vertrauen, mit Geſellen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich ſchätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wiſſen.

Nach allem dieſem verſäumte Wilhelm nicht ſich zu erkundigen: was für ein anderer Unterricht ſich ſonſt noch anſchließe, und man geſtand ihm, daß es die Dichtkunſt, und zwar die epiſche ſey.

Doch mußte dem Freunde dieß ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergönnt, ſchon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Ueberlieferungen und Legenden lakoniſch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald, an mahleriſcher oder poetiſcher Ausführung, das eigene

Productive des einer oder der andern Kunſt gewidmeten Talents. Dichter und Bildner beide beſchäftigen ſich an Einer Quelle, und jeder ſucht das Waſſer nach ſeiner Seite, zu ſeinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigne Zwecke zu erreichen; welches ihm viel beſſer gelingt, als wenn er das ſchon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reiſende ſelbſt hatte Gelegenheit zu ſehen wie das vorging. Mehrere Mahler waren in einem Zimmer beſchäftigt, ein munterer junger Freund erzählte ſehr ausführlich eine ganz einfache Geſchichte, ſo daß er faſt eben ſo viele Worte als jene Pinſelſtriche anwendete, ſeinen Vortrag ebenfalls auf's rundeſte zu vollenden.

Man verſicherte, daß bei'm Zuſammenarbeiten die Freunde ſich gar anmüthig unterhielten und daß ſich auf dieſem Wege öfters Improviſatoren entwickelten, welche großen Enthuſiasmus für die zwiefache Darſtellung zu erregen wußten.

Der Freund wendete nun ſeine Erkundigungen zur bildenden Kunſt zurück. „Ihr habt," ſo ſprach er, „keine Ausſtellung, alſo auch wohl keine Preisaufgabe?" „Eigentlich nicht," verſetzte jener, „hier aber ganz in der Nähe können wir euch ſehen laſſen was wir für nützlicher halten."

Sie traten in einen großen von oben glücklich erleuchteten Saal, ein weiter Kreis beſchäftigter Künſtler zeigte ſich zuerſt, aus deſſen Mitte ſich eine koloſſale

Gruppe günſtig aufgeſtellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgeſtalten, in gewaltſamen Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwiſchen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindſeligkeit zuletzt ſich in wechſelſeitig-traulichen Beiſtand auflöſ't. Dieſes merkwürdig verſchlungene Kunſtwerk war von jedem Puncte ringsum gleich günſtig anzuſehen. In einem weiten Umfang ſaßen und ſtanden bildende Künſtler, jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt; der Mahler an ſeiner Staffeley, der Zeichner am Reißbret; einige modellirten rund, einige flach erhoben; ja ſogar Baumeiſter entwarfen den Unterſatz, worauf künftig ein ſolches Kunſtwerk geſtellt werden ſollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach ſeiner Weiſe bei der Nachbildung, Mahler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, ſorgfältig jedoch, ſie nicht zu zerſtören, ſondern ſo viel wie möglich beizubehalten. Eben ſo wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maßſtabe wiederholt, und er ſchien das Modell wirklich in gewiſſen Bewegungen und Gliederbezug übertroffen zu haben.

Nun offenbarte ſich, dieß ſey der Meiſter des Modelles, der daſſelbe vor der Ausführung in Marmor, hier, einer nicht beurtheilenden, ſondern praktiſchen Prüfung unterwarf, und ſo alles was jeder ſeiner Mitarbeiter, nach eigner Weiſe und Denkart, daran geſehen, beibehalten, oder verändert, genau beobachtend bei nochma-

ligem Durchdenken zu eignem Vortheil anzuwenden wußte; dergeſtalt daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet daſtehen wird, obgleich nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch allen anzugehören ſcheinen möge.

Die größte Stille beherrſchte auch dieſen Raum, aber der Vorſteher erhob ſeine Stimme und rief: „Wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieſes ſtationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergeſtalt erregte, daß alles was wir hier fixirt ſehen wieder flüſſig würde, ohne ſeinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen, das, was der Künſtler hier feſtgehalten, ſey auch das Würdigſte?“

Namentlich aufgefordert von allen, verließ ein ſchöner Jüngling ſeine Arbeit und begann heraustretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunſtwerk nur zu beſchreiben ſchien, bald aber warf er ſich in die eigentliche Region der Dichtkunſt, tauchte ſich in die Mitte der Handlung und beherrſchte dieß Element zur Bewunderung; nach und nach ſteigerte ſich ſeine Darſtellung durch herrliche Declamation auf einen ſolchen Grad, daß wirklich die ſtarre Gruppe ſich um ihre Axe zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreyfacht ſchien. Wilhelm ſtand entzückt und rief zuletzt: „wer will ſich hier noch enthalten zum eigentlichen Geſang und zum rhythmiſchen Lied überzugehen!“

„Dieß möcht' ich verbitten," verſetzte der Aufſeher: „denn wenn unſer trefflicher Bildhauer aufrichtig ſeyn will, ſo wird er bekennen, daß ihm unſer Dichter eben darum beſchwerlich gefallen, weil beide Künſtler am weiteſten auseinander ſtehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Mahler hat ſich gewiſſe lebendige Züge daraus angeeignet."

„Ein ſanftes gemüthliches Lied jedoch möcht' ich unſerm Freunde zu hören geben, eines das ihr ſo ernſtlieblich vortragt, es bewegt ſich über das Ganze der Kunſt und iſt mir ſelbſt wenn ich es höre ſtets erbaulich."

Nach einer Pauſe, in der ſie einander zuwinkten und ſich durch Zeichen beredeten, erſcholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geiſt erhebende, würdige Geſang:

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe Künſtler oft allein;
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Hier im Ganzen ſchau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſey's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht —
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Mahlertafel ſtehn;
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet;
Stellet euch als Brüder dar;
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſäule vom Altar.

Alles dieſes mochte Wilhelm gar wohl gelten laſſen, ob es ihm gleich ſehr paradox, und hätte er es nicht mit Augen geſehen, gar unmöglich ſcheinen mußte. Da man es ihm nun aber offen und frei, in ſchöner Folge vorwies und bekannt machte, ſo bedurfte es kaum einer Frage um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er ſich nicht den Führenden zuletzt folgendermaßen anzureden: „Ich ſehe hier iſt gar kläglich für alles geſorgt was im

Leben wünſchenswerth ſeyn mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatiſche Poeſie aufweiſen und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich ſah mich unter allen euren Gebäuden um und finde keines das zu einem ſolchen Zweck beſtimmt ſeyn könnte."

„Verhehlen dürfen wir nicht auf dieſe Anfrage, daß in unſerer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen ſey: denn das Drama ſetzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen ſich bei uns nicht findet; denn ſolches Gelichter wird, wenn es nicht ſelbſt ſich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seyd jedoch gewiß, daß bei unſerer allgemein wirkenden Anſtalt auch ein ſo wichtiger Punct wohl überlegt worden; keine Region aber wollte ſich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unſern Zöglingen ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit, oder geheucheltem Schmerz, ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in der Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechſelnd hervorzubringen? Solche Gaukeleyen fanden wir durchaus gefährlich und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen."

„Man ſagt aber doch," verſetzte Wilhelm, „dieſe weit um ſich greifende Kunſt befördere die übrigen ſämmtlich."

„Keineswegs," erwiderte man, „ſie bedient ſich der übrigen, aber verdirbt ſie. Ich verdenke dem Schau-

ſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Mahler geſellt; der Mahler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren.“

„Gewiſſenlos wird der Schauſpieler was ihm Kunſt und Leben darbietet zu ſeinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Mahler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden und der Muſicus im gleichen Nachtheil ſeyn. Die ſämmtlichen Künſte kommen mir vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber, leicht geſinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle, es hat einen zweydeutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberey verläugnen kann.“

Wilhelm ſah mit einem tiefen Seufzer vor ſich nieder, denn alles auf einmal vergegenwärtigte ſich ihm was er auf und an den Bretern genoſſen und gelitten hatte; er ſegnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen ſolche Pein zu erſparen gewußt, und aus Ueberzeugung und Grundſatz jene Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in dieſen Betrachtungen, ſondern fuhr fort: „da es unſer höchſter und heiligſter Grundſatz iſt, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, ſo dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter ſo großer Anzahl ſich eine mimiſche Naturgabe

Zehntes Capitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gehülfen und Aufſeher zu einem Bergfeſt eingeladen, welches zunächſt gefeyert werden ſollte. Sie erſtiegen mit Schwierigkeit das Gebirg, Wilhelm glaubte ſogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend ſich langſamer bewegte, als würde die Finſterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegen ſetzen. Als aber eine tiefe Nacht ſie umgab, ward ihm dieß Räthſel aufgelöſ't; kleine Flammen ſah er aus vielen Schluchten und Thälern ſchwankend hervorſchimmern, ſich zu Linien verlängern, ſich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher als wenn ein Vulcan ſich aufthut und ſein ſprühendes Gebiß ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte ſich dieſe Erſcheinung, und doch glühte ſie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar ſanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend ſich verbreitend.

Nachdem nun der Gefährte ſich einige Zeit an der Verwunderung des Gaſtes ergötzt, denn ihre Geſichter und Geſtalten erſchienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, ſo wie ihr Weg, begann er zu ſprechen:

„Ihr

„Ihr ſeht hier freilich ein wunderliches Schauſpiel; dieſe Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Förderniß verſteckter, kaum erreichbarer irdiſcher Schätze begünſtigen, dieſe quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine ſo erfreuliche Heerſchau, wo das nützlichſte, unterirdiſch zerſtreute, den Augen entzogene Geſchäft ſich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung ſichtbar macht.“

Unter ſolchen Reden und Betrachtungen waren ſie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammenſee um einen wohlerleuchteten Inſelraum ſich ergoſſen. Der Wanderer ſtand nunmehr in dem blendenden Kreiſe, wo ſchimmernde Lichter zu tauſenden gegen die zur ſchwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahnungsvollen Contraſt bildeten. Sofort erklang die heiterſte Muſik zu tüchtigen Geſängen. Hohle Felsmaſſen zogen maſchinenhaft heran und ſchloſſen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuſchauers auf. Mimiſche Darſtellungen, und was nur einen ſolchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte ſich, um eine frohe Aufmerkſamkeit zugleich zu ſpannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unſer Freund erfüllt, als er ſich den Hauptleuten vorgeſtellt ſah und unter ihnen, in ernſter ſtattlicher Tracht, Freund Jarno

erblickte. „Nicht umſonſt," rief dieſer aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauſcht; du findeſt mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und glücklicher in dieſer Beſchränkung unter und über der Erde, als ſich denken läßt." — „Da wirſt du alſo," verſetzte der Wanderer, „als ein Hocherfahrner nunmehr freigebiger ſeyn mit Aufklärung und Unterricht als du es gegen mich warſt auf jenen Berg- und Felsklippen." — „Keineswegs!" erwiderte Montan, „die Gebirge ſind ſtumme Meiſter und machen ſchweigſame Schüler."

An vielen Tafeln ſpeiſ'te man nach dieſer Feyerlichkeit. Alle Gäſte, die geladen oder ungeladen ſich eingefunden, waren vom Handwerk, deßwegen denn auch an dem Tiſche, wo Montan und ſein Freund ſich niedergeſetzt, ſogleich ein ortgemäßes Geſpräch entſtand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Geſpräch ſich in's Allgemeine und da war von nichts Geringerem die Rede als von Erſchaffung und Erſtehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte ſich ſogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unſere Erdgeſtaltung aus einer nach und nach ſich ſenkend abnehmenden Waſſerbedeckung herleiten; ſie führten die Trümmer organiſcher Meeresbewohner auf den höchſten Bergen ſo wie auf flachen Hü-

geln zu ihrem Vortheil an. Andere heftiger dagegen ließen erſt glühen und ſchmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das nachdem es auf der Oberfläche genugſam gewirkt, zuletzt in's Tiefſte zurückgezogen, ſich noch immer durch die ungeſtüm ſowohl im Meer als auf der Erde wüthenden Vulcane bethätigte, und durch ſucceſſiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überſtrömende Laven die höchſten Berge bildete; wie ſie denn überhaupt den anders Denkenden zu Gemüthe führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein thätiges Feuer immer einen Herd vorausſetze. So erfahrungsgemäß auch dieſes ſcheinen mochte, ſo waren manche doch nicht damit zufrieden; ſie behaupteten: mächtige in dem Schoos der Erde ſchon völlig fertig gewordene Gebilde ſeyen, mittelſt unwiderſtehlich elaſtiſcher Gewalten, durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in dieſem Tumulte manche Theile derſelben weit über Nachbarſchaft und Ferne umher geſtreut und zerſplittert worden; ſie beriefen ſich auf manche Vorkommniſſe, welche ohne eine ſolche Vorausſetzung nicht zu erklären ſeyen.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche, Partie lächelte über dieſe vergeblichen Bemühungen und betheuerte: gar manche Zuſtände dieſer Erdoberfläche würden nie zu erklären ſeyn, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsſtrecken aus der Atmoſphäre herunterfallen und weite breite Landſchaften durch ſie bedeckt

werden lasse. Sie beriefen sich auf größere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegend gefunden und sogar noch in unsern Tagen als von oben herabstürzend aufgelesen werden.

Zuletzt wollten zwey oder drey stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen, auf weit in's Land hingesenkten Gletschern, gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet, und diese auf glatter Bahn, fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich, bei eintretender Epoche des Aufthauens, niedersenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch sollte sodann durch schwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen. Da nun übrigens die Gluth des Weines stark mit einwirkte, so hätte das herrliche Fest beinahe mit tödtlichen Händeln abgeschlossen.

Ganz verwirrt und verdüstert ward es unserm Freund zu Muthe, welcher noch von Alters her den Geist, der über den Wassern schwebte und die hohe Fluth, welche funfzehn Ellen über den höchsten Gebirgen gestanden, im stillen Sinne hegte, und dem unter diesen seltsamen

Reden die so wohl geordnete, bewachsene, belebte Welt vor seiner Einbildungskraft chaotisch zusammenzustürzen schien.

Den andern Morgen unterließ er nicht den ernsten Montan hierüber zu befragen, indem er ausrief: „Gestern konnt' ich dich nicht begreifen, denn unter allen den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich deine Meinung und deine Entscheidung zu hören, an dessen Statt warst du bald auf dieser bald auf jener Seite, und suchtest immer die Meinung desjenigen der da sprach zu verstärken. Nun aber sage mir ernstlich was du darüber denkst, was du davon weißt." Hierauf erwiderte Montan: „ich weiß so viel wie sie, und möchte darüber gar nicht denken." — „Hier aber," versetzte Wilhelm, „sind so viele widersprechende Meinungen, und man sagt ja die Wahrheit liege in der Mitte." — „Keineswegs!" erwiderte Montan: „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt."

Nachdem nun auf diese Weise noch einiges hin und wieder gesprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort. „Du tadelst mich, daß ich einem jeden in seiner Meinung nachhalf, wie sich denn für alles noch immer ein ferneres Argument auffinden läßt; ich vermehrte die Verwirrung dadurch, das ist wahr, eigentlich aber kann ich es mit diesem Geschlecht nicht mehr ernstlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste, und

das ſind doch unſre Ueberzeugungen, muß jeder im tiefſten Ernſt bei ſich ſelbſt bewahren, jeder weiß nur für ſich was er weiß und das muß er geheim halten; wie er es ausſpricht, ſogleich iſt der Widerſpruch rege, und wie er ſich in Streit einläßt, kommt er in ſich ſelbſt aus dem Gleichgewicht und ſein Beſtes wird, wo nicht vernichtet, doch geſtört.“

Durch einige Gegenrede Wilhelms veranlaßt erklärte Montan ſich ferner: „wenn man einmal weiß, worauf alles ankommt, hört man auf geſprächig zu ſeyn.“ — „Worauf kommt nun aber alles an?“ verſetzte Wilhelm haſtig. — „Das iſt bald geſagt,“ verſetzte jener: „Denken und Thun, Thun und Denken, das iſt die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingeſehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen ſich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort ſollte eins ohne das andere nicht ſtatt finden. Wer ſich zum Geſetz macht was einem jeden Neugebornen der Genius des Menſchenverſtandes heimlich in's Ohr flüſtert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, ſo wird er ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“

Montan geleitete ſeinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodiſch umher, überall begrüßt von einem derben Glück auf! welches ſie heiter zurückgaben. „Ich möchte wohl,“ ſagte Montan, „ihnen manchmal zutun

fen: Sinn auf! denn Sinn iſt mehr als Glück; doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt ſind. Weil ich nun hier wo nicht zu befehlen, doch zu rathen habe, bemüht' ich mich die Eigenſchaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man ſtrebt leidenſchaftlich nach den Metallen die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derſelben aufzuklären geſucht, und es iſt mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, ſondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln. Wie dieſe Gebirge hier entſtanden ſind, weiß ich nicht, will's auch nicht wiſſen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Bley und Silber iſt man erpicht, das ſie in ihren Buſen tragen; das Wie? behalt' ich für mich und gebe Veranlaſſung, das Gewünſchte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's verſuchsweiſe, es gelingt, und ich habe Glück. Was ich verſtehe, verſteh' ich mir, was mir gelingt, gelingt mir für andere, und niemand denke, daß es ihm auf dieſem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünſchelruthe beſitze, ſie merken aber nicht, daß ſie mir widerſprechen, wenn ich etwas Vernünftiges vorbringe, und daß ſie dadurch ſich den Weg abſchneiden zu dem Baum des Erkenntniſſes, wo dieſe prophetiſchen Reiſer zu brechen ſind."

Ermuthigt an dieſen Geſprächen, überzeugt daß auch ihm durch ſein bisheriges Thun und Denken geglückt

in einem weit entlegenen Fache, dem Hauptſinne nach, ſeines Freundes Forderungen ſich gleichzuſtellen, gab er nunmehr Rechenſchaft von der Anwendung ſeiner Zeit, ſeitdem er die Vergünſtigung erlangte die auferlegte Wanderſchaft nicht nach Tagen und Stunden, ſondern dem wahren Zweck einer vollſtändigen Ausbildung gemäß einzutheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälligerweiſe vieles Redens keine Noth, denn ein bedeutendes Ereigniß gab unſerm Freunde Gelegenheit, ſein erworbenes Talent geſchickt und glücklich anzuwenden und ſich der menſchlichen Geſellſchaft als wahrhaft nützlich zu erweiſen.

Welcher Art aber dieß geweſen, dürfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leſer bald, noch ehe er dieſen Band aus den Händen legt, davon genugſam unterrichtet ſeyn wird.

Eilftes Capitel.

Herfilie an Wilhelm.

Die ganze Welt wirft mir ſeit langen Jahren vor, ich ſey ein launig wunderliches Mädchen. Mag ich's doch ſeyn, ſo bin ich's ohne mein Verſchulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben und nun brauche ich Geduld mit mir ſelber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zuſammen, bald wechſelsweiſe, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unſchuldige Alkmene, die von zwey Weſen die einander vorſtellen unabläſſig heimgeſucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu ſagen, und doch ſchreibe ich Ihnen, ſo ſcheint es, nur wenn ich ein Abenteuer zu erzählen habe; alles Uebrige iſt auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun alſo zu dem heutigen:

Ich ſitze unter den hohen Linden und mache ſo eben ein Briefträſchchen fertig, ein ſehr zierliches, ohne deutlichſt zu wiſſen, wer es haben ſoll, Vater oder Sohn, aber gewiß einer von beiden; da kommt ein junger Tabuletkrämer mit Körbchen und Käſtchen auf mich zu, er legitimirt ſich beſcheiden durch einen Schein des Beamten, daß ihm erlaubt ſey auf den Gütern zu hauſiren;

ich beſehe ſeine Sächelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren niemand bedarf und die jederman kauft aus kindiſchem Trieb zu beſitzen und zu vergeuden. Der Knabe ſcheint mich aufmerkſam zu betrachten. Schöne ſchwarze, etwas liſtige Augen, wohlgezeichnete Augenbraunen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug, Sie verſtehen mich, etwas Orientaliſches.

Er thut mancherlei Fragen auf die Perſonen der Familie bezüglich, denen er allenfalls etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne. Herſilie, ſpricht er beſcheiden, wird Herſilie verzeihen, wenn ich eine Botſchaft ausrichte? Ich ſehe ihn verwundert an, er zieht das kleinſte Schiefertäfelchen hervor, in ein weißes Rähmchen gefaßt, wie man ſie im Gebirg für die kindiſchen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, ſehe es beſchrieben und leſe die mit ſcharfem Griffel ſauber eingegrabene Inſchrift:

Felix
liebt
Herſilien.
Der Stallmeiſter
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über das was ich in der Hand halte, mit Augen ſehe, am meiſten darüber, daß das Schickſal ſich faſt noch wunderlicher beweiſen will als ich ſelbſt bin. — Was ſoll das! ſag' ich zu mir, und der kleine Schalk iſt mir gegenwär-

tiger als je, ja es iſt mir als ob ſein Bild ſich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examinire, und erfahre nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zuſammenbringen. Zuletzt verknüpf' ich aus Reden und Widerreden ſo viel, daß der junge Krämer auch die pädagogiſche Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erhandeltes Täfelchen die Inſchrift geſchrieben und ihm für ein Wörtchen Antwort die beſten Geſchenke verſprochen. Er reichte mir ſodann ein gleiches Täfelchen, deren er mehrere in ſeinem Waarenbeſteck vorwies, zugleich einen Griffel, wobei er ſo freundlich drang und bat, daß ich beides annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte, und ſchrieb:

Herſiliens
Gruß
an Felix.
Der Stallmeiſter
halte ſich gut.

Ich betrachtete das Geſchriebene und fühlte Verdruß über den ungeſchickten Ausdruck. Weder Zärtlichkeit, noch Geiſt, noch Witz, bloße Verlegenheit, und warum? Vor einem Knaben ſtand ich, an einen Knaben ſchrieb ich; ſollte mich das aus der Faſſung bringen? Ich glaube gar ich ſeufzte und war eben im Begriff das Ge-

ſchriebene wegzuwiſchen; aber jener nahm es mir ſo zierlich aus der Hand, bat mich um irgend eine fürſorgliche Einhüllung, und ſo geſchah's, daß ich, weiß ich doch nicht wie's geſchah, das Täfelchen in das Brieftäſchchen ſteckte, das Band darumſchlang, und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, ſich tief verneigend einen Augenblick zauderte, daß ich eben noch Zeit hatte ihm mein Beutelchen in die Hand zu drücken, und mich ſchalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte ſich ſchicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, ſchon verſchwunden, ich begriff nicht recht wie.

Nun iſt es vorüber, ich bin ſchon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden, und glaube kaum an die Erſcheinung. Halte ich nicht das Täfelchen in der Hand? Es iſt gar zu zierlich, die Schrift gar ſchön und ſorgfältig gezogen; ich glaube ich hätte es geküßt, wenn ich die Schrift auszulöſchen nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorſtehendes geſchrieben; was ich aber auch darüber denke will immer nicht fördern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur; dergleichen ſind jetzt im Roman nicht zu entbehren, ſollten ſie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum ſchied er auch vor aufgelöſter Verwirrung? warum hatt' ich nicht Gegenwart des Geiſtes genug, um ihn ſchicklicher Weiſe feſtzuhalten?

Nach einer Pauſe nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntniſſe fortzuſetzen. Die entſchiedene fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben wollte mir ſchmeicheln; da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes ſey, in dieſem Alter nach älteren Frauen ſich umzuſehen. Fürwahr, es gibt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu älteren Frauen. Sonſt, da es mich nicht ſelbſt betraf, lachte ich darüber, und wollte boshafter Weiſe gefunden haben: es ſey eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der ſie ſich kaum losgeriſſen haben. Jetzt ärgert's mich, mir die Sache ſo zu denken; ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich ſehe ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach welch ein Unterſchied iſt es, ob man ſich oder die andern beurtheilt.

Zwölftes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

Schon Tage geh' ich umher und kann die Feder anzuſetzen mich nicht entſchließen; es iſt ſo mancherlei zu ſagen, mündlich fügte ſich wohl eins an's andere, entwickelte ſich auch wohl leicht eins aus dem andern; laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem allgemeinſten beginnen, es leitet mich doch zuletzt auf's Wunderliche was ich mitzutheilen habe.

Du haſt von dem Jüngling gehört der, am Ufer des Meeres ſpazierend, einen Ruderpflock fand, das Intereſſe das er daran nahm bewog ihn ein Ruder anzuſchaffen, als nothwendig dazu gehörend. Dieß aber war nun auch weiter nichts nütze; er trachtete ernſtlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht ſonderlich fördernd, er verſchaffte ſich Segelſtangen und Segel und ſo nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schifffahrt erforderlich iſt. Durch zweckmäßiges Beſtreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geſchicklichkeit, das Glück begünſtigt ihn, er ſieht ſich endlich als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs und ſo ſteigert ſich das Gelin-

gen, er gewinnt Wohlhaben, Anſehen und Namen unter den Seefahrern. —

Indem ich nun dich veranlaſſe dieſe artige Geſchichte wieder zu leſen, muß ich bekennen daß ſie nur im weiteſten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt dasjenige auszudrücken, was ich vorzutragen habe. Indeſſen muß ich noch einiges Entferntere durchgehen.

Die Fähigkeiten die in dem Menſchen liegen, laſſen ſich eintheilen in allgemeine und beſondere, die allgemeinen ſind anzuſehen als gleichgültig-ruhende Thätigkeiten, die nach Umſtänden geweckt und zufällig zu dieſem oder jenem Zweck beſtimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menſchen iſt allgemein, er will nachmachen, nachbilden was er ſieht, auch ohne die mindeſten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich iſt es daher immer, daß er leiſten will, was er leiſten ſieht; das Natürlichſte jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beſchäftigung ergriffe. Hier iſt alles beiſammen: eine vielleicht im Beſondern ſchon angeborne, in urſprünglicher Richtung entſchiedene Thätigkeit, ſodann eine folgerecht ſtufenweis fortſchreitende Uebung und ein entwickeltes Talent das uns nöthigte auch alsdann auf dem eingeſchlagenen Wege fortzuſchreiten, wenn andere Triebe ſich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geſchäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder

Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am glücklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Mahlerstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigner Wahl, in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Da dieses aber auch nicht ist was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden daß wir die Mittelglieder, die Hülfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so flüchtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen können. Hier also zunächst eine der frühsten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, sodann auch von Wällen, dem Glacis und benachbarten ummauerten Gärten. Uns aber einmal, oder vielmehr sich selbst in's Freie zu führen, hatten unsere

ſere Eltern längſt mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verſchobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingſtfeſte ward Einladung und Vorſchlag, denen man nur unter der Bedingung ſich fügte: alles ſo einzuleiten daß man zu Nacht wieder zu Hauſe ſeyn könnte; denn außer ſeinem längſt gewohnten Bette zu ſchlafen, ſchien eine Unmöglichkeit. Die Freuden des Tags ſo eng zu concentriren war freilich ſchwer, zwey Freunde ſollten beſucht und ihre Anſprüche auf ſeltene Unterhaltung befriedigt werden; indeſſen hoffte man mit großer Pünctlichkeit alles zu erfüllen.

Am dritten Feyertag, mit dem frühſten, ſtanden alle munter und bereit, der Wagen fuhr zur beſtimmten Stunde vor, bald hatten wir alles Beſchränkende der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelaſſen, eine freie, weitausgebreitete Welt that ſich vor den Unerfahrnen auf. Das durch einen Nachtregen erſt erfriſchte Grün der Fruchtfelder und Wieſen, das mehr oder weniger hellere der eben aufgebrochenen Strauch- und Baumknoſpen, das nach allen Seiten hin blendend ſich verbreitende Weiß der Baumblüthe, alles gab uns den Vorſchmack glücklicher paradieſiſcher Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erſte Station, bei einem würdigen Geiſtlichen. Freundlichſt empfangen konnten wir bald gewahr werden, daß die aufgehobene kirchliche Feyer den Ruhe und Freiheit ſuchenden Gemüthern nicht entnommen war. Ich betrachtete den

ländlichen Haushalt zum erstenmal mit freudigem Antheil; Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung, selbst der widrig anzuschauende Unrath schien das Unentbehrlichste im ganzen Kreise: sorgfältig war er gesammelt und gewissermaßen zierlich aufbewahrt. Doch dieser auf das Neue und doch Begreifliche gerichtete frische Blick ward gar bald auf ein Genießbares geheftet; appetitliche Kuchen, frische Milch, und sonst mancher ländliche Leckerbissen ward von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beschäftigten sich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlassend, in dem angränzenden Baumstück ein Geschäft zu vollbringen das eine alte wohlgesinnte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie sollten nämlich so viel Schlüsselblumen als möglich sammeln und solche getreulich mit zur Stadt bringen, indem die haushältische Matrone gar allerlei gesundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieser Beschäftigung auf Wiesen, an Rändern und Zäunen hin und wieder liefen, gesellten sich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft gesammelter Frühlingsblumen schien immer erquickender und balsamischer zu werden.

Wir hatten nun schon so eine Masse Stängel und Blüthen zusammengebracht, daß wir nicht wußten wo mit hin; man fing jetzt an die gelblichen Röhrenkronen auszuzupfen; denn um sie war es denn eigentlich doch

nur zu thun, jeder ſuchte in ſein Hütchen, ſein Mützchen möglichſt zu ſammeln.

Der ältere dieſer Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fiſchers, den dieſes Blumengetändel nicht zu freuen ſchien, ein Knabe der mich bei ſeinem erſten Auftreten gleich beſonders angezogen hatte, lud mich ein mit ihm nach dem Fluß zu gehen, der, ſchon anſehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wir ſetzten uns mit ein paar Angelruthen an eine ſchattige Stelle, wo im tiefen ruhig klaren Waſſer gar manches Fiſchlein ſich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es zu thun, wie der Köder am Angel zu befeſtigen ſey, und es gelang mir einigemal hintereinander die kleinſten dieſer zarten Geſchöpfe wider ihren Willen in die Luft herauszuſchnellen. Als wir nun ſo zuſammen aneinander gelehnt beruhigt ſaßen, ſchien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerkſam, der von unſerer Seite ſich in den Strom hineinerſtreckte. Da ſey die ſchönſte Gelegenheit zu baden. Er komme, rief er, endlich aufſpringend, der Verſuchung nicht widerſtehen, und ehe ich mich's verſah war er unten, ausgezogen und im Waſſer.

Da er ſehr gut ſchwamm verließ er bald die ſeichte Stelle, übergab ſich dem Strom und kam bis an mich in dem tieferen Waſſer heran; mir war ganz wunderlich zu Muthe geworden. Grashupfer tanzten um mich her, Ameiſen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den

Zweigen und goldſchimmernde Sonnenjungfern, wie er ſie genannt hatte, ſchwebten und ſchwankten geiſterartig zu meinen Füßen, eben als jener einen großen Krebs zwiſchen Wurzeln hervorholend ihn luſtig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorſtehendem Fange geſchickt zu verbergen. Es war umher ſo warm und ſo feucht, man ſehnte ſich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab in's kühlere Waſſer. Da war es denn ihm leicht mich hinunter zu locken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderſtehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu ſich die Scheu vor dem unbekannten Elemente geſellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet wagt' ich mich ſachte in's Waſſer, doch nicht tiefer als es der leiſe abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte ſich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er ſich heraushob, ſich aufrichtete im höheren Sonnenſchein ſich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreyfachen Sonne geblendet, ſo ſchön war die menſchliche Geſtalt von der ich nie einen Begriff gehabt. Er ſchien mich mit gleicher Aufmerkſamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet ſtanden wir uns noch immer unverhüllt gegeneinander, unſere Gemüther zogen ſich an und unter den feurigſten Küſſen ſchwuren wir eine ewige Freundſchaft.

Sodann aber eilig eilig gelangten wir nach Hauſe, gerade zur rechten Zeit als die Geſellſchaft den angenehmſten

Fußweg durch Buſch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich, wir ſchienen ſchon unzertrennlich; als ich aber hälftewegs um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin, mit ſtiller Bemerkung des Unſchicklichen, dagegen gab ſie ihm den dringenden Auftrag: er ſolle ſeinem rückkehrenden Vater ja ſagen, ſie müſſe bei ihrer Nachhauſekunft nothwendig ſchöne Krebſe vorfinden, die ſie den Gäſten als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe ſchied, verſprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieſer Waldecke meiner zu warten.

Die Geſellſchaft gelangte nunmehr zum Amthauſe, wo wir auch einen ländlichen Zuſtand antrafen, doch höherer Art. Ein durch die Schuld der überthätigen Hausfrau ſich verſpätendes Mittageſſen machte mich nicht ungeduldig, denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Ziergarten, wohin die Tochter, etwas jünger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir höchſt unterhaltend. Frühlingsblumen aller Art ſtanden in zierlich gezeichneten Feldern, ſie ausfüllend oder ihre Ränder ſchmückend. Meine Begleiterin war ſchön, blond, ſanftmüthig, wir gingen vertraulich zuſammen, faßten uns bald bei der Hand und ſchienen nichts Beſſeres zu wünſchen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, ſo an gereihten Narciſſen und Jonquillen; ſie zeigte mir

verſchiedene Stellen, wo eben die herrlichſten Hyacinthenglocken ſchon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahrszeiten geſorgt; ſchon grünten die Büſche der künftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Nelkenſtöcke verwendete Sorgfalt verſprach den mannichfaltigſten Flor; näher aber knoſpete ſchon die Hoffnung vielblumiger Lilienſtängel gar weislich zwiſchen Roſen vertheilt. Und wie manche Laube verſprach nicht zunächſt mit Geisblatt, Jasmin, reben- und rankenartigen Gewächſen zu prangen und zu ſchatten.

Betracht' ich nach ſo viel Jahren meinen damaligen Zuſtand, ſo ſcheint er mir wirklich beneidenswerth. Unerwartet, in demſelbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefühl von Freundſchaft und Liebe. Denn als ich ungern Abſchied nahm von dem ſchönen Kinde, tröſtete mich der Gedanke, dieſe Gefühle meinem jungen Freunde zu eröffnen, zu vertrauen und ſeiner Theilnahme zugleich mit dieſen friſchen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, ſo darf ich wohl bekennen: daß im Laufe des Lebens mir jenes erſte Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles übrige was uns nachher zu den Sinnen kommt nur Copien zu ſeyn ſcheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlich urſprünglichen Geiſtes und Sinnes ermangeln.

Wie müßten wir verzweifeln das Aeußere ſo kalt, ſo leblos zu erblicken, wenn nicht in unſerm Innern ſich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weiſe die Natur verherrlicht, indem es uns ſelbſt in ihr zu verſchönen eine ſchöpferiſche Kraft erweiſt.

Es dämmerte ſchon als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten verſprochen hatte. Ich ſtrengte die Sehkraft möglichſt an um ſeine Gegenwart zu erforſchen; als es mir nicht gelingen wollte lief ich ungeduldig der langſam ſchreitenden Geſellſchaft voraus, rannte durch's Gebüſche hin und wieder. Ich rief, ich ängſtigte mich; er war nicht zu ſehen und antwortete nicht; ich empfand zum erſtenmal einen leidenſchaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte ſich in mir die unmäßige Forderung vertraulicher Zuneigung, ſchon war es ein unwiderſtehlich Bedürfniß meinen Geiſt von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlöſen, die ſie in mir aufgeregt hatte. Es war voll, der Mund liſpelte ſchon um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundſchaft, wegen vernachläſſigter Zuſage.

Bald aber ſollten mir ſchwerere Prüfungen zugedacht ſeyn. Aus den erſten Häuſern des Ortes ſtürzten Weiber ſchreiend heraus, heulende Kinder folgten, niemand

gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Eckhaus ſahen wir einen Trauerzug herumziehen, er bewegte ſich langſam die lange Straße hin; es ſchien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geſchrei dauerte fort, es vermehrte ſich, die Menge lief zuſammen. Sie ſind ertrunken, alle ſämmtlich ertrunken! Der! wer? welcher? Die Mütter, die ihre Kinder um ſich ſahen ſchienen getröſtet. Aber ein ernſter Mann trat heran und ſprach zur Pfarrerin: unglücklicherweiſe bin ich zu lange außen geblieben, ertrunken iſt Adolph ſelbfünfe, er wollte ſein Verſprechen halten und meins. Der Mann, der Fiſcher ſelbſt war es, ging weiter dem Zuge nach, wir ſtanden erſchreckt und erſtarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „hier die Krebſe, Frau Pfarrerin," und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entſetzte ſich davor wie vor dem Schädlichſten, man fragte, man forſchte und erfuhr ſo viel: dieſer letzte Kleine war am Ufer geblieben, er las die Krebſe auf die ſie ihm von unten zuwarfen. Alsdann aber nach vielem Fragen und Wiederfragen erfuhr man: Adolph mit zwey verſtändigen Knaben ſey unten am und im Waſſer hingegangen, zwey andere jüngere haben ſich ungebeten dazu geſellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten geweſen. Nun waren über eine ſteinige gefährliche Stelle die erſten faſt hinaus, die letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer einer den andern

hinunter; ſo geſchah es zuletzt auch dem Vorderſten und alle ſtürzten in die Tiefe. Adolph, als guter Schwimmer, hätte ſich gerettet, alles aber hielt in der Angſt ſich an ihn, er ward niedergezogen. Dieſer Kleine ſodann war ſchreiend in's Dorf gelaufen ſeinen Sack mit Krebſen feſt in den Händen. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufällig ſpät rückkehrende Fiſcher dorthin; man hatte ſie nach und nach herausgezogen, todt gefunden und nun trug man ſie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehauſe zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Pfade des Todes; ich folgte leidenſchaftlich, man wollte mich nicht einlaſſen; ich war im ſchrecklichſten Zuſtande. Ich umging das Haus und raſtete nicht; endlich erſah ich meinen Vortheil und ſprang zum offenen Fenſter hinein.

In dem großen Saale, wo Verſammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückſeligen auf Stroh, nackt, ausgeſtreckt, glänzendweiße Leiber, auch bei düſterm Lampenſchein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wußte nicht von meinem Zuſtand zu ſagen, ich weinte bitterlich und überſchwemmte ſeine breite Bruſt mit unendlichen Thränen. Ich hatte etwas von Reiben gehört das in ſolchem Falle hülfreich ſeyn ſollte, ich rieb meine Thränen ein und belog mich mit der Wärme, die ich erregte. In der Verwirrung dacht' ich ihm Athem einzublaſen, aber

die Perlenreihen ſeiner Zähne waren feſt verſchloſſen, die Lippen auf denen der Abſchiedskuß noch zu ruhen ſchien, verſagten auch das leiſeſte Zeichen der Erwiderung. An menſchlicher Hülfe verzweifelnd wandt' ich mich zum Gebet, ich flehte, ich betete, es war mir als wenn ich in dieſem Augenblicke Wunder thun müßte, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Nähe ſchwebende wieder hineinzulocken.

Man riß mich weg; weinend, ſchluchzend ſaß ich im Wagen und vernahm kaum was die Eltern ſagten: unſere Mutter, was ich nachher ſo oft wiederholen hörte, hatte ſich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indeſſen eingeſchlafen und erwachte verdüſtert am ſpäten Morgen in einem räthſelhaften verwirrten Zuſtande.

Als ich mich aber zum Frühſtück begab, fand ich Mutter, Tante und Köchin in wichtiger Berathung. Die Krebſe ſollten nicht geſotten, nicht auf den Tiſch gebracht werden; der Vater wollte eine ſo unmittelbare Erinnerung an das nächſt vergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante ſchien ſich dieſer ſeltenen Geſchöpfe eifrigſt bemächtigen zu wollen, ſchalt aber nebenher auf mich, daß wir die Schlüſſelblumen mitzubringen verſäumt; doch ſchien ſie ſich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durcheinander kriechenden Mißgeſtalten ihr zu beliebiger Verfügung übergab, worauf ſie denn deren weitere Behandlung mit der Köchin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieſer Scene klar zu machen, muß ich von dem Charakter und dem Weſen dieſer Frau das Nähere vermelden: Die Eigenſchaften, von denen ſie beherrſcht wurde, konnte man, ſittlich betrachtet, keineswegs rühmen; und doch brachten ſie, bürgerlich und politiſch angeſehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig, denn es dauerte ſie jeder baare Pfennig den ſie aus der Hand geben ſollte, und ſah ſich überall für ihre Bedürfniſſe nach Surrogaten um, welche man umſonſt, durch Tauſch oder irgend eine Weiſe beiſchaffen konnte. So waren die Schlüſſelblumen zum Thee beſtimmt, den ſie für geſünder hielt als irgend einen Chineſiſchen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es ſey nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arzeney, man brauche ſich deßhalb nicht an fremde Länder zu wenden. So beſorgte ſie in einem kleinen Garten alles, was nach ihrem Sinn die Speiſen ſchmackhaft mache und Kranken zuträglich wäre: ſie beſuchte keinen fremden Garten ohne dergleichen von da mitzubringen.

Dieſe Geſinnung und was daraus folgte konnte man ihr ſehr gerne zugeben, da ihre emſig geſammelte Baarſchaft der Familie doch endlich zu Gute kommen ſollte; auch wußten Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und förderlich zu ſeyn.

Eine andere Leidenſchaft jedoch, eine thätige, die ſich unermüdet geſchäftig hervorthat, war der Stolz, für

eine bedeutende einflußreiche Perſon gehalten zu werden. Und ſie hatte fürwahr dieſen Ruhm ſich verdient und erreicht; denn die ſonſt unnützen, ſogar oft ſchädlichen unter Frauen obwaltenden Klatſchereyen wußte ſie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles was in der Stadt vorging, und daher auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete ſich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den ſie ſich nicht zu miſchen gewußt hätte, welches ihr um deſto mehr gelang als ſie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu ſteigern wußte. Manche Heirath hatte ſie geſchloſſen, wobei wenigſtens der eine Theil vielleicht zufrieden blieb. Was ſie aber am meiſten beſchäftigte, war das Fördern und Befördern ſolcher Perſonen, die ein Amt, eine Anſtellung ſuchten, wodurch ſie ſich denn wirklich eine große Anzahl Clienten erwarb, deren Einfluß ſie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Witwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen ſtrengen Mannes, hatte ſie denn doch gelernt, wie man diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitläufigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, ſey zunächſt bemerkt, daß ſie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekeidete, ſich großen Einfluß zu verſchaffen gewußt. Er war geizig gleich ihr, und zu ſeinem Unglück eben ſo ſpeiſeluſtig

und genäſchig. Ihm alſo unter irgend einem Vorwande ein ſchmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erſte Sorge. Sein Gewiſſen war nicht das zarteſte, aber auch ſein Muth, ſeine Verwegenheit mußte in Anſpruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerſtand ſeiner Collegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die ſie ihm entgegenſetzten, übertäuben ſollte.

Nun war gerade der Fall, daß ſie einen Unwürdigen begünſtigte; ſie hatte das Möglichſte gethan ihn einzuſchieben; die Angelegenheit hatte für ſie eine günſtige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Krebſe, dergleichen man freilich ſelten geſehen, glücklicher Weiſe zu Statten. Sie ſollten ſorgfältig gefüttert und nach und nach dem hohen Gönner, der gewöhnlich ganz allein ſehr kärglich ſpeiſ'te, auf die Tafel gebracht werden.

Uebrigens gab der unglückliche Vorfall zu manchen Geſprächen und geſelligen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der erſten, der ſeine Betrachtung, ſeine Sorge, über die Familie, über die Stadt hinaus zu erſtrecken durch einen allgemein wohlwollenden Geiſt getrieben war. Die großen Hinderniſſe, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegen ſtanden, zu beſeitigen, war er mit verſtändigen Aerzten und Policeyverwandten bemüht. Größere Sorgfalt in den Hoſpitälern, menſchlichere Behandlung der Gefangenen und was ſich hieran ferner ſchließen mag, machte das

Geſchäft wo nicht ſeines Lebens, doch ſeines Leſens und Nachdenkens; wie er denn auch ſeine Ueberzeugung überall ausſprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er ſah die bürgerliche Geſellſchaft, welcher Staatsform ſie auch untergeordnet wäre, als einen Naturzuſtand an, der ſein Gutes und ſein Böſes habe, ſeine gewöhnlichen Lebensläufe, abwechſelnd reiche und kümmerliche Jahre, nicht weniger zufällig und unregelmäßig, Hagelſchlag, Waſſerfluthen, und Brandſchäden; das Gute ſey zu ergreifen und zu nutzen, das Böſe abzuwenden oder zu ertragen; nichts aber, meinte er, ſey wünſchenswerther als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder andern Bedingung.

In Gefolg einer ſolchen Gemüthsart mußte er nun beſtimmt werden, eine ſchon früher angeregte, wohlthätige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen; es war die Wiederbelebung der für todt Gehaltenen, auf welche Weiſe ſich auch die äußern Zeichen des Lebens möchten verloren haben. Bei ſolchen Geſprächen erhorchte ich mir nun, daß man bei jenen Kindern das Umgekehrte verſucht und angewendet, ja ſie gewiſſermaßen erſt ermordet; ferner hielt man dafür, daß durch einen Aderlaß vielleicht ihnen allen wäre zu helfen geweſen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit verſäumen, alles zu lernen was in ſolchem Falle nöthig wäre, beſonders das Aderlaſſen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit ſich fort. Das Bedürfniß nach Freundſchaft und Liebe war aufgeregt, überall ſchaut' ich mich um es zu befriedigen. Indeſſen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geiſt durch das Theater übermäßig beſchäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieſer umſtändlichen Erzählung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht an's Ziel meiner Abſicht gelangt ſey, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was ſoll ich da ſagen! wie kann ich mich entſchuldigen! Allenfalls hätte ich Folgendes vorzubringen: Wenn es dem Humoriſten erlaubt iſt, das Hundertſte in's Tauſendſte durcheinander zu werfen, wenn er kecklich ſeinem Leſer überläßt, das was allenfalls daraus zu nehmen ſey in halber Bedeutung endlich aufzufinden, ſollte es dem Verſtändigen, dem Vernünftigen nicht zuſtehen auf eine ſeltſam ſcheinende Weiſe rings umher nach vielen Puncten hinzuwirken, damit man ſie in Einem Brennpuncte zuletzt abgeſpielt und zuſammengefaßt erkenne, einſehen lerne wie die verſchiedenſten Einwirkungen den Menſchen umringend zu einem Entſchluß treiben, den er auf keine andere Weiſe, weder aus innerm Trieb noch äußerm Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem mannichfaltigen, was mir noch zu ſagen übrig bleibt, habe ich die Wahl, was ich zuerſt vornehmen will; aber auch dieß iſt gleichgültig, du mußt dich eben in Geduld faſſen, leſen und weiter leſen, zuletzt wird denn doch auf einmal hervorſpringen und dir ganz natürlich ſcheinen was mit einem Worte ausgeſprochen dir höchſt ſeltſam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad daß du nachher dieſen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hätteſt ſchenken mögen.

Um nun aber einigermaßen in die Richte zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpflock umſehen und eines Geſprächs gedenken, das ich mit unſerem geprüften Freunde Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz beſonderer Erweckung eigner Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. „Die Angelegenheiten unſeres Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der ſich nicht berechnen läßt. Du erinnerſt dich gewiß jenes Beſtecks, das euer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als du dich mir, wie ich verwundet im Walde hingeſtreckt lag, hülfreich näherteſt? Es leuchtete mir damals dergeſtalt in die Augen und machte einen ſo tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngeren wiederfand. Dieſer legte keinen beſondern Werth darauf; die Inſtrumente ſämmtlich hatten ſich in neuerer Zeit verbeſſert und waren zweckmäßiger ein-

eingerichtet, und ich erlangte jenes um deſto eher, als ihm die Anſchaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber deſto ſicherer zu tröſtlicher Erinnerung: Es war Zeuge des Augenblicks wo mein Glück begann, zu dem ich erſt durch großen Umweg gelangen ſollte.“

Zufällig ſah es Jarno, als wir bei dem Köhler übernachteten, der es alſobald erkannte, und auf meine Erklärung erwiderte: „Ich habe nichts dagegen,“ ſprach er, „daß man ſich einen ſolchen Fetiſch aufſtellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgültigen Umſtandes; es hebt uns empor als etwas das auf ein Unbegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermuthigt unſere Hoffnungen; aber ſchöner wäre es, wenn du dich durch jene Werkzeuge hätteſt anreizen laſſen, auch ihren Gebrauch zu verſtehen und dasjenige zu leiſten was ſie ſtumm von dir fordern.“

„Laß mich bekennen,“ verſetzte ich darauf, „daß mir dieß hundertmal eingefallen iſt; es regte ſich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen ließ.“ Ich erzählte ihm hierauf die Geſchichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gehört, ihnen wäre zu helfen geweſen wenn man ihnen zur Ader gelaſſen hätte; ich nahm mir vor es zu lernen, doch jede Stunde löſchte den Vorſatz aus.

„So ergreif' ihn jetzt,“ verſetzte jener, „ich ſehe dich

ſchon ſo lange mit Angelegenheiten beſchäftigt, die des Menſchen Geiſt, Gemüth, Herz, und wie man das alles nennt, betreffen und ſich darauf beziehen; allein was haſt du dabei für dich und andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigne Fehler gerathen, ſie zu heilen vermag der Verſtand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entſchloſſene Thätigkeit hingegen alles. Hier wirke jeder mit und auf ſich ſelbſt, das haſt du an dir, haſt es an andern erfahren.“

Mit heftigen und bittern Worten, wie er gewohnt iſt, ſetzte er mir zu und ſagte manches Harte, das ich nicht wiederholen mag. Es ſey nichts der Mühe werth, ſchloß er endlich, zu lernen und zu leiſten, als dem Geſunden zu helfen, wenn er durch irgend einen Zufall verletzt ſey; durch einſichtige Behandlung ſtelle ſich die Natur leicht wieder her, die Kranken müſſe man den Aerzten überlaſſen, niemand aber bedürfe eines Wundarztes mehr als der Geſunde. In der Stille des Landlebens, im engſten Kreis der Familie ſey er eben ſo willkommen als in und nach dem Getümmel der Schlacht; in den ſüßeſten Augenblicken wie in den bitterſten und gräßlichſten; überall walte das böſe Geſchick grimmiger als der Tod, und eben ſo rückſichtslos, ja noch auf eine ſchmählichere, Luſt und Leben verletzende Weiſe.

Du kennſt ihn und denkſt ohne Anſtrengung, daß er mich ſo wenig als die Welt ſchonte. Am ſtärkſten aber lehnte er ſich auf das Argument, das er im Namen der

großen Gesellschaft gegen mich wendete. „Narrenpossen," sagte er, „sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an, und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus. Du bist gerade in einem Alter, wo man sich mit Verstande etwas vorsetzt, mit Einsicht das Vorliegende beurtheilt, es von der rechten Seite angreift, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt."

Was soll ich nun weiter fortfahren auszusprechen was sich von selbst versteht! Er machte mir deutlich, daß ich Dispensation von dem so wunderlich gebotenen unstäten Leben erhalten könne; es werde jedoch schwer seyn es für mich zu erlangen. „Du bist von der Menschenart," sprach er, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen solchen wird die unstäte Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen. Willst du dich ernstlich dem göttlichsten aller Geschäfte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu thun, so verwende ich mich für dich." So sprach er hastig und fügte hinzu was seine Beredsamkeit noch alles für gewaltige Gründe vorzubringen wußte.

Hier nun bin ich geneigt zu enden, zunächſt aber ſollſt du umſtändlich erfahren wie ich die Erlaubniß, an beſtimmten Orten mich länger aufhalten zu dürfen, benutzt habe, wie ich in das Geſchäft, wozu ich immer eine ſtille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug! bei dem großen Unternehmen, dem ihr entgegen geht, werd' ich als ein nützliches, als ein nöthiges Glied der Geſellſchaft erſcheinen und euren Wegen, mit einer gewiſſen Sicherheit, mich anſchließen; mit einigem Stolze, denn es iſt ein löblicher Stolz eurer werth zu ſeyn.

Betrachtungen
im Sinne der Wanderer.

Kunſt, Ethiſches, Natur.

Alles Geſcheidte iſt ſchon gedacht worden, man muß nur verſuchen es noch einmal zu denken.

Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Verſuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich was an dir iſt.

Was aber iſt deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt iſt als ein großes unſterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menſchen ſehe, der eigentlich auf ſeiner höchſten Stelle da iſt um der Natur zu gebieten, um ſich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien; wenn ich ſehe wie er aus irgend einem vorgefaßten falſchen Begriff gerade das Gegentheil thut von dem was er will, und ſich alsdann, weil die Anlage

im Ganzen verdorben iſt, im Einzelnen kümmerlich herum pfuſchet.

Tüchtiger, thätiger Mann verdiene dir und erwarte:
von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunſt,
von Thätigen und
Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Die Dilettanten, wenn ſie das Möglichſte gethan haben, pflegen zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen, die Arbeit ſey noch nicht fertig. Freilich kann ſie nie fertig werden, weil ſie nie recht angefangen ward. Der Meiſter ſtellt ſein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar, ausgeführt oder nicht, ſchon iſt es vollendet. Der geſchickteſte Dilettant taſtet im Ungewiſſen, und wie die Ausführung wächſ't, kommt die Unſicherheit der erſten Anlage immer mehr zum Vorſchein. Ganz zuletzt entdeckt ſich erſt das Verfehlte, das nicht auszugleichen iſt, und ſo kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunſt gibt es keine Vorſchule, wohl aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Theilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters. Aus Farbenreibern ſind treffliche Mahler hervorgegangen.

Ein anderes iſt die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menſchen durch einen bedeutenden Künſtler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

Von der Nothwendigkeit: daß der bildende Künſtler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derſelben überhaupt ſind wir genugſam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines ſo löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unſerer Ueberzeugung ſollte der junge Künſtler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er dieſe Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeſchloſſen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es ſteht manches Schöne iſolirt in der Welt, doch der Geiſt iſt es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunſtwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erſt ihren Reiz durch das Inſect das ihr anhängt, durch den Thautropfen der ſie befeuchtet, durch das Gefäß woraus ſie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Buſch, kein Baum, dem man nicht durch

die Nachbarſchaft eines Felſens, einer Quelle, Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So iſt es mit menſchlichen Figuren und ſo mit Thieren aller Art beſchaffen.

Der Vortheil, den ſich der junge Künſtler hiedurch verſchafft, iſt gar mannichfaltig. Er lernt denken, das Paſſende gehörig zuſammenbinden, und, wenn er auf dieſe Weiſe geiſtreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an dem was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannichfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunſtpädagogik wahrhaft Genüge, ſo hat er noch nebenher den großen nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine ſolche Arbeit braucht nicht im höchſten Grade ausgeführt und vollendet zu ſeyn; wenn ſie gut geſehen, gedacht und fertig iſt, ſo iſt ſie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beſchaue doch jeder junge Künſtler ſeine Studien im Büchelchen und im Portefeuille, und überlege wie viele Blätter er davon auf jene Weiſe genießbar und wünſchenswerth hätte machen können.

Es iſt nicht die Rede vom Höheren, wovon man wohl auch ſprechen könnte, ſondern es ſoll nur als Warnung geſagt ſeyn, die von einem Abwege zurückruft und auf's Höhere hindeutet.

Verſuche es doch der Künſtler nur ein halb Jahr praktiſch und ſetze weder Kohle noch Pinſel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenſtand als Bild abzuſchließen. Hat er angebornes Talent, ſo wird ſich's bald offenbaren, welche Abſicht wir bei dieſen Andeutungen im Sinne hegten.

Sage mir mit wem du umgehſt, ſo ſage ich dir wer du biſt; weiß ich womit du dich beſchäftigſt, ſo weiß ich was aus dir werden kann.

Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken, denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem die ihm durch's Leben hilft; nur darf er ſich nicht gehen laſſen; er muß ſich controliren; der bloße nackte Inſtinct geziemt nicht dem Menſchen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art ſie ſey, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menſchen wie in denen der Natur ſind eigentlich die Abſichten vorzüglich der Aufmerkſamkeit werth.

Die Menſchen werden an ſich und andern irre, weil ſie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar nichts geſchieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, ſollte ſchon vollkommen ſo rein und ſchön ſeyn, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vortheil, das Verſchobene zurecht zu rücken, das Zerſtörte wieder herzuſtellen.

Ganze, Halb- und Viertelsirrthümer ſind gar ſchwer und mühſam zurecht zu legen, zu ſichten und das Wahre daran dahin zu ſtellen wohin es gehört.

Es iſt nicht immer nöthig daß das Wahre ſich verkörpere; ſchon genug, wenn es geiſtig umher ſchwebt und Uebereinſtimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernſt-freundlich durch die Lüfte wogt.

Wenn ich jüngere Deutſche Mahler, ſogar ſolche die ſich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage: warum ſie doch, beſonders in ihren Landſchaften, ſo widerwärtige grelle Töne dem Auge darſtellen und vor aller Harmonie zu fliehen ſcheinen? ſo geben ſie wohl ganz dreiſt und getroſt zur Antwort: ſie ſähen die Natur genau auf ſolche Weiſe.

Kant hat uns aufmerkſam gemacht daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieſes höchſte Vermögen, was der Menſch beſitzt, Urſache habe, über ſich ſelbſt zu wachen. Wie großen Vortheil uns dieſe Stimme gebracht, möge jeder an ſich ſelbſt geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe ſtellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig ſey, wenn die Kunſt überhaupt, beſonders die Deutſche, irgend wieder ſich erholen und in einem erfreulichen Lebensſchritt vorwärts gehen ſolle.

Der zur Vernunft geborene Menſch bedarf noch großer Bildung, ſie mag ſich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beiſpiel, oder durch ſtrenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Eben ſo wird zwar der angehende Künſtler, aber nicht der vollendete geboren; ſein Auge komme friſch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Geſtalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Compoſition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen ohne daß er es gewahr wird.

Iſt er nun nicht geneigt von höher ausgebildeten Künſtlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen was ihm fehlt um eigentlicher Künſtler zu ſeyn, ſo wird er im falſchen Begriff von bewahrter Originalität hinter ſich ſelbſt zurückbleiben; denn nicht allein das was mit uns

geboren iſt, ſondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir ſind es.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel ſind immer auf dem Wege entſetzliches Unglück anzurichten.

„Blaſen iſt nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen.“

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung, die ſie Incompletae nennen; man kann eben auch ſagen, daß es incomplete, unvollſtändige Menſchen gibt. Es ſind diejenigen deren Sehnſucht und Streben mit ihrem Thun und Leiſten nicht proportionirt iſt.

Der geringſte Menſch kann complet ſeyn, wenn er ſich innerhalb der Gränzen ſeiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber ſelbſt ſchöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieſes Unheil wird ſich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus geſteigerten Gegenwart und zwar in ſchnellſter Bewegung genugthun können?

Nur klugthätige Menſchen, die ihre Kräfte kennen und ſie mit Maß und Geſcheidtigkeit benutzen, werden es im Weltweſen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man ſich mehr dünkt als man iſt und ſich weniger ſchätzt als man werth iſt.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling an dem ich nichts verändert noch gebeſſert wünſchte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet ſehe, im Zeitſtrom mit fortzuſchwimmen, und hier iſt's wo ich immerfort aufmerkſam machen möchte: daß dem Menſchen in ſeinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben iſt, damit er nicht der Willkür der Wellen, ſondern dem Willen ſeiner Einſicht Folge leiſte.

Wie ſoll nun aber ein junger Mann für ſich ſelbſt dahin gelangen, dasjenige für tadelnswerth und ſchädlich anzuſehen was jederman treibt, billigt und fördert? warum ſoll er ſich nicht und ſein Naturell auch dahin gehen laſſen?

Für das größte Unheil unſerer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächſten Augenblick den vorhergehenden verſpeiſ't, den Tag im Tage verthut, und ſo immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor ſich zu bringen. Haben wir doch ſchon Blätter für ſämmtliche Tageszeiten! ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere intercaliren. Dadurch wird alles was ein jeder thut, treibt, dichtet,

ja was er vor hat, in's Oeffentliche geſchleppt. Niemand darf ſich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen; und ſo ſpringt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich, und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, alles velociferiſch.

So wenig nun die Dampfmaſchinen zu dämpfen ſind, ſo wenig iſt dieß auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauſchen des Papiergelds, das Anſchwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles ſind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann geſetzt iſt. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt iſt, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr ſich beſtimmen zu laſſen.

Aber in einem jedem Kreiſe bedroht ihn der Tagesgeiſt; und nichts iſt nöthiger als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin ſein Wille zu ſteuern hat.

Die Bedeutſamkeit der unſchuldigſten Reden und Handlungen wächſt mit den Jahren; und wen ich länger um mich ſehe, den ſuche ich immerfort aufmerkſam zu machen, welch ein Unterſchied ſtatt finde zwiſchen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiscretion, ja daß eigent-

gentlich kein Unterſchied ſey, vielmehr nur ein leiſer Uebergang vom Unverfänglichſten zum Schädlichſten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müſſe.

Hierauf haben wir unſern Tact zu üben, ſonſt laufen wir Gefahr auf dem Wege, worauf wir uns die Gunſt der Menſchen erwarben, ſie ganz unverſehens wieder zu verſcherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von ſelbſt, aber erſt nach bezahltem theurem Lehrgelde, das man leider ſeinen Nachkommenden nicht erſparen kann.

Das Verhältniß der Künſte und Wiſſenſchaften zum Leben iſt nach Verhältniß der Stufen worauf ſie ſtehen, nach Beſchaffenheit der Zeiten und tauſend andern Zufälligkeiten ſehr verſchieden; deßwegen auch niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poeſie wirkt am meiſten im Anfang der Zuſtände, ſie ſeyen nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, bei'm Gewahrwerden einer fremden Cultur, daß man alſo ſagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus ſtatt.

Muſik im beſten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter ſie iſt, je gewohnter man ſie iſt, deſto mehr wirkt ſie.

Die Würde der Kunſt erſcheint bei der Muſik vielleicht am eminenteſten, weil ſie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie iſt ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles was ſie ausdrückt.

Die Muſik iſt heilig oder profan. Das Heilige iſt ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat ſie die größte Wirkung auf's Leben, welche ſich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane ſollte durchaus heiter ſeyn.

Eine Muſik die den heiligen und profanen Charakter vermiſcht iſt gottlos, und eine halbſchürige, welche ſchwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, iſt abgeſchmackt. Denn ſie iſt nicht ernſt genug, um heilig zu ſeyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengeſetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmuſiken, das Heitere und Neckiſche der Volksmelodien ſind die beiden Angeln, um die ſich die wahre Muſik herumdreht. Auf dieſen beiden Puncten beweiſ't ſie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermiſchung macht irre, die Verſchwächung wird fade, und will die Muſik ſich an Lehrgedichte oder beſchreibende und dergl. wenden, ſo wird ſie kalt.

Plaſtik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchſten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Urſache imponiren, aber alle mittleren Kunſtwerke dieſer Art machen mehr irre als daß ſie erfreuen. Die Bildhauerkunſt muß ſich daher noch ein ſtoffartiges Intereſſe ſuchen, und das findet ſie in den Bildniſſen bedeutender Menſchen. Aber auch hier muß ſie ſchon einen hohen Grad erreichen, wenn ſie zugleich wahr und würdig ſeyn will.

Die Mahlerey iſt die läßlichſte und bequemſte von allen Künſten. Die läßlichſte, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenſtandes willen, auch da wo ſie nur Handwerk oder kaum eine Kunſt iſt, vieles zu Gute hält und ſich an ihr erfreut; theils weil eine techniſche obgleich geiſtloſe Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung ſetzt, ſo daß ſie ſich alſo nur einigermaßen zur Kunſt zu ſteigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu ſeyn. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der ſichtbaren Gegenſtände auf einander, iſt ſchon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt iſt alles zu ſehen, ſo iſt ihm eine Mißgeſtalt, und alſo auch ein Mißbild nicht ſo zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die ſchlechteſte Abbildung gelten, weil man noch ſchlechtere Gegenſtände zu ſehen gewohnt iſt. Der Mahler darf alſo nur einigermaßen Künſtler ſeyn, ſo findet er ſchon

ein größeres Publicum als der Muſiker, der auf gleichem Grade ſtünde; wenigſtens kann der geringere Mahler immer für ſich operiren, anſtatt daß der mindere Muſiker ſich mit anderen ſociiren muß, um durch geſellige Leiſtung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunſtleiſtungen vergleichen ſolle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: Der ausgebildete Kenner ſoll vergleichen; denn ihm ſchwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt was geleiſtet werden könne und ſolle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert ſich am beſten wenn er nicht vergleicht, ſondern jedes Verdienſt einzeln betrachtet; dadurch bildet ſich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner iſt eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die ſich gern des Urtheils überheben möchte.

Wahrheitsliebe zeigt ſich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu ſchätzen weiß.

Ein hiſtoriſches Menſchengefühl heißt ein dergeſtalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienſte und Verdienſtlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anſchlag bringt.

Das Beſte was wir von der Geſchichte haben iſt der Enthuſiasmus den ſie erregt.

Eigenthümlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menſchen gar viele ſind, die doch auch etwas Bedeutendes ſagen wollen ohne productiv zu ſeyn, und da kommen die wunderlichſten Dinge an den Tag.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publicum einen böſen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören ſoll, ſo muß ſie poſitiv ausgeſprochen werden; problematiſches hab' ich in mir ſelbſt genug.

Der Aberglaube gehört zum Weſen des Menſchen und flüchtet ſich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichſten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen ſicher zu ſeyn glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles beſſer kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenſtand unter einem Winkel von fünf und vierzig Graden erſt faßlich.

Mikroſkope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menſchenſinn.

Ich ſchweige zu Vielem ſtill, denn ich mag die Menſchen nicht irre machen, und bin wohl zufrieden, wenn ſie ſich freuen da wo ich mich ärgere.

Alles was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich.

Das Was des Kunſtwerks intereſſirt die Menſchen mehr als das Wie; jenes können ſie einzeln ergreifen, dieſes im Ganzen nicht faſſen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunſt, beſonders durch Poeſie geregelt. Es iſt nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geſchmack.

Das Manierirte iſt ein verfehltes Ideelles, ein ſubjectivirtes Ideelles; daher fehlt ihm das Geiſtreiche nicht leicht.

Der Philolog iſt angewieſen auf die Congruenz des Geſchriebenüberlieferten. Ein Manuſcript liegt zum Grunde, es finden ſich in demſelben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was ſonſt alles an einem Manuſcript zu tadeln ſeyn mag. Nun findet ſich eine zweyte Abſchrift, eine dritte; die Vergleichung derſelben bewirkt immer mehr, das Verſtändige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von ſeinem innern Sinn, daß derſelbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer mehr zu begreifen und darzuſtellen wiſſe. Weil nun hiezu ein beſondrer Tact, eine beſondre Vertiefung in ſeinen abgeſchiedenen Autor nöthig und ein gewiſſer Grad von Erfindungskraft gefordert wird, ſo kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er ſich auch ein Urtheil bei Geſchmacksſachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter iſt angewieſen auf Darſtellung. Das Höchſte derſelben iſt, wenn ſie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geiſt dergeſtalt lebendig ſind, daß ſie als gegenwärtig für jederman gelten können. Auf ihrem höchſten Gipfel ſcheint die Poeſie ganz äußerlich; je mehr ſie ſich in's Innere zurückzieht, iſt ſie auf dem Wege zu ſinken. — Diejenige die nur das Innere darſtellt, ohne es durch ein Aeu-

ßeres zu verkörpern; oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu laſſen, ſind beides die letzten Stufen, von welchen aus ſie in's gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunſt iſt angewieſen auf alle Vortheile der Poeſie, auf alle ihre Rechte; ſie bemächtigt ſich derſelben und mißbraucht ſie, um gewiſſe äußere, ſittliche oder unſittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Literatur iſt das Fragment der Fragmente; das Wenigſte deſſen, was geſchah und geſprochen worden, ward geſchrieben, vom Geſchriebenen iſt das Wenigſte übrig geblieben.

In natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent iſt Lord Byron, und deßwegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichſter Werth der ſogenannten Volkslieder iſt der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen ſind. Dieſes Vortheils aber könnte der gebildete Dichter ſich auch bedienen, wenn er es verſtünde.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menſchen ſich beſſer auf den Lakonismus verſtehen als eigentlich Gebildete.

Shakeſpear iſt für aufkeimende Talente gefährlich zu leſen; er nöthigt ſie, ihn zu reproduciren, und ſie bilden ſich ein, ſich ſelbſt zu produciren.

Ueber Geſchichte kann niemand urtheilen als wer an ſich ſelbſt Geſchichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutſchen können erſt über Literatur urtheilen, ſeitdem ſie ſelbſt eine Literatur haben.

Man iſt nur eigentlich lebendig, wenn man ſich des Wohlwollens andrer freut.

Frömmigkeit iſt kein Zweck, ſondern ein Mittel, um durch die reinſte Gemüthsruhe zur höchſten Cultur zu gelangen.

Deßwegen läßt ſich bemerken, daß diejenigen welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufſtecken meiſtens Heuchler werden.

„Wenn man alt iſt muß man mehr thun als da man jung war.“

Erfüllte Pflicht empfindet ſich immer noch als Schuld, weil man ſich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deßhalb, um ſie einzuſehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr als hiezu nöthig iſt.

Das höchſte Glück iſt das, welches unſere Mängel verbeſſert und unſere Fehler ausgleicht.

Kannſt du leſen, ſo ſollſt du verſtehen; kannſt du ſchreiben, ſo mußt du etwas wiſſen; kannſt du glauben, ſo ſollſt du begreifen; wenn du begehrſt, wirſt du ſollen; wenn du forderſt, wirſt du nicht erlangen; und wenn du erfahren biſt, ſollſt du nutzen.

Man erkennt niemand an als den der uns nutzt. Wir erkennen den Fürſten an, weil wir unter ſeiner Firma den Beſitz geſichert ſehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältniſſe.

Der Bach iſt dem Müller befreundet, dem er nutzt, und er ſtürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durch's Thal hinzuſchleichen.

Wer ſich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat wahres genug. Das heranwachſende Kind iſt weiſe in dieſem Sinne.

Die Theorie an und für ſich iſt nichts nütze, als in ſo fern ſie uns an den Zuſammenhang der Erſcheinungen glauben macht.

Alles Abſtracte wird durch Anwendung dem Menſchenverſtand genähert, und ſo gelangt der Menſchenverſtand durch Handeln und Beobachten zur Abſtraction.

Wer zu viel verlangt, wer ſich am Verwickelten erfreut, der iſt den Verirrungen ausgeſetzt.

Nach Analogien denken iſt nicht zu ſchelten; die Analogie hat den Vortheil daß ſie nicht abſchließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich iſt, die einen vorgeſetzten Zweck im Auge trägt und, auf denſelben losarbeitend, Falſches und Wahres mit ſich fortreißt.

Gewöhnliches Anſchauen, richtige Anſicht der irdiſchen Dinge, iſt ein Erbtheil des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Reines Anſchauen des Aeußern und Innern iſt ſehr ſelten.

Es äußert ſich jenes im praktiſchen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieſes ſymboliſch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede,

uranfänglich, tropiſch, als Poeſie des Genie's, als Sprichwörtlichkeit des Menſchenverſtandes.

Das Abweſende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche iſt hiſtoriſch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, iſt mythiſch. Sucht man hinter dieſer noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, ſo verwandelt ſie ſich in Myſtik. Auch wird ſie leicht ſentimental, ſo daß wir uns nur was gemüthlich iſt aneignen.

Die Wirkſamkeiten auf die wir achten müſſen, wenn wir wahrhaft gefördert ſeyn wollen, ſind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verſtärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

Im Betrachten, wie im Handeln, iſt das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterſcheiden; ohne dieß läßt ſich im Leben wie im Wiſſen wenig leiſten.

„Le sens commun est le Génie de l'humanité.“

Der Gemein-Verſtand, der als Genie der Menſchheit gelten ſoll, muß vorerſt in ſeinen Aeußerungen betrachtet werden. Forſchen wir wozu ihn die Menſchheit benutzt, ſo finden wir folgendes:

Die Menſchheit iſt bedingt durch Bedürfniſſe. Sind dieſe nicht befriedigt, ſo erweiſ't ſie ſich ungeduldig; ſind ſie befriedigt, ſo erſcheint ſie gleichgültig. Der eigentliche Menſch bewegt ſich alſo zwiſchen beiden Zuſtänden; und ſeinen Verſtand, den ſogenannten Menſchenverſtand wird er anwenden ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen; iſt es geſchehen, ſo hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beſchränkt ſich dieſes in die nächſten und nothwendigſten Gränzen, ſo gelingt es ihm auch. Erheben ſich aber die Bedürfniſſe, treten ſie aus dem Kreiſe des Gemeinen heraus, ſo iſt der Gemein-Verſtand nicht mehr hinreichend, er iſt kein Genius mehr, die Region des Irrthums iſt der Menſchheit aufgethan.

Es geſchieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verſtand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges das Unverſtand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, ſobald ſie in die Erſcheinung tritt, wirkt tyranniſch; daher die Vortheile die ſie hervorbringt, ſich nur allzubald in Nachtheile verwandeln.

Man kann deßhalb eine jede Inſtitution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß alles was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Leſſing, der mancherlei Beſchränkung unwillig fühlte, läßt eine ſeiner Perſonen ſagen: niemand muß müſſen. Ein geiſtreicher frohgeſinnter Mann ſagte: wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einſieht, der will auch. Und ſo glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müſſens abgeſchloſſen zu haben. Aber im Durchſchnitt beſtimmt die Erkenntniß des Menſchen, von welcher Art ſie auch ſey, ſein Thun und Laſſen; deßwegen auch nichts ſchrecklicher iſt, als die Unwiſſenheit handeln zu ſehen.

Es gibt zwey friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Policey auf's Geziemende. Das Recht iſt abwägend und entſcheidend, die Policey überſchauend und gebietend. Das Recht bezieht ſich auf den Einzelnen, die Policey auf die Geſammtheit.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen.

Man kann in den Naturwiſſenſchaften über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es iſt dasjenige was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſeyn wird.

Autorität, daß nämlich etwas ſchon einmal geſchehen, geſagt oder entſchieden worden ſey, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre wo du ſtehſt! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerſeits die Menſchen in große Parteyen geriſſen werden; ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

Man thut immer beſſer, daß man ſich grad ausſpricht wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen: denn alle Beweiſe die wir vorbringen ſind doch nur Ba-

riationen unſerer Meinungen, und die Widriggeſinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tage vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo dringt ſich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſey hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hievon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf und läßt den Irrthum ganz ruhig daneben liegen; und ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern die man ſorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht jederman, der eine Meinung vorträgt, ſich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und andere beſtärken möge. Des Wahren bedient man ſich ſo lange es brauchbar iſt, aber lei-

leidenſchaftlich rhetoriſch ergreift man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbargumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerſtückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren war mir erſt ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben ein ſolches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogon alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſeyn immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich alles in's Unendliche. In beiden Fällen ſtagnirt die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getödtet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das Gewordene angewieſen; jene bekümmert ſich nicht: wozu? dieſer fragt nicht: woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt: daß ihm zur Erkenntniß das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das

Nächſte iſt, und wir von ihr fordern können, daß ſie ſich ſelbſt erkläre, wenn wir kräftig in ſie dringen.

Das werden aber die Menſchen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur iſt; daher die Gebildeten es ſelbſt nicht laſſen können, wenn ſie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächſten, ſondern auch mit dem Weiteſten und Fernſten zuſammen zu hängen, woraus denn Irrthum über Irrthum entſpringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zuſammen, daß ſich alles auf wenige große Geſetze bezieht die ſich überall manifeſtiren.

Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal ſich dem Witz hinzugeben, wo ſie in Nichts zerfließt; die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchädlich iſt.

Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind ſie zu Nutz und Freude der Welt zu behan-

deln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte klarſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſey ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren; dann betrachte ich ſie als Correlate, und ſie verbinden ſich zu einem entſchiedenen Leben. Dieß bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die neueſte um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es iſt eine aus dem Innern am Aeußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeyns die ſeligſte Verſicherung gibt.

Der Menſch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich ſey; er würde ſonſt nicht forſchen.

Begreiflich iſt jedes Beſondere das ſich auf irgend eine Weiſe anwenden läßt. Auf dieſe Weiſe kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigſten ſind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoriſten; ihre Verſuche ſind kleinlich und complicirt, ihre Hypotheſen abſtrus und wunderlich.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme ſind, und das ſind die allerſchlimmſten.

Um zu begreifen daß der Himmel überall blau iſt, braucht man nicht um die Welt zu reiſen.

Das Allgemeine und Beſondere fallen zuſammen; das Beſondere iſt das Allgemeine, unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinend.

Man braucht nicht alles ſelbſt geſehen noch erlebt zu haben; willſt du aber dem andern und ſeinen Darſtellungen vertrauen, ſo denke, daß du es nun mit dreyen zu thun haſt, mit dem Gegenſtand und zwey Subjecten.

Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich in's Allgemeine zu ergehen, im Beſondern zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpecificiren, und wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich darthun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolidesciren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich auszudehnen und ſich zuſammen zu ziehen. Weil nun alle dieſe Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, ſo kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entſtehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durch einander, in gleichem Sinn und gleicher Maße, deßwegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſeyn ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch, daß die Menſchen im Betrachten des ungeheuren Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß ſich darſtellen: Phyſik von Mathematik. Jene muß in einer entſchiedenen Unabhängigkeit beſtehen und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derſelben einzudringen ſuchen, ganz unbekümmert was die Mathematik von ihrer Seite leiſtet und thut. Dieſe

muß ſich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geiſtesgang gehen und ſich ſelber reiner ausbilden als es geſchehen kann, wenn ſie wie bisher ſich mit dem Vorhandenen abgibt und dieſem etwas abzugewinnen oder anzupaſſen trachtet.

In der Naturforſchung bedarf es eines kategoriſchen Imperativs ſo gut als im Sittlichen! nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang iſt.

Das Höchſte wäre, zu begreifen, daß alles Factiſche ſchon Theorie iſt. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgeſetz der Chromatik. Man ſuche nur nichts hinter den Phänomenen; ſie ſelbſt ſind die Lehre.

In den Wiſſenſchaften iſt viel Gewiſſes, ſobald man ſich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich bei'm Urphänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich mich an den Gränzen der Menſchheit reſignire oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines bornirten Individuums.

Wenn man die Probleme des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen ſie den Fehler der Uebereilung, da ſie von dem Phänomen unmittelbar zur Erklärung ſchreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretiſche Ausſprüche zum Vorſchein kommen. Dieſes iſt jedoch der allgemeine Fehler der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen, er ſieht, je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe fixiren möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Läßliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſchalkhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur widerlegen zu laſſen.

Wie wollte einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte.

Das Närriſchſte iſt, daß jeder glaubt überliefern zu müſſen was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktiſchen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unſicheres überliefert haben will, ſo darf der Lehrer kein Problem ſtehen laſſen und ſich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß etwas beſtimmt ſeyn (bepaalt ſagt der Holländer), und nun glaubt man eine Weile den unbekannten Raum zu beſitzen bis ein anderer die Pfähle wieder ausreißt, und ſogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.

Lebhafte Frage nach der Urſache, Verwechſelung von Urſache und Wirkung, Beruhigung in einer falſchen Theorie ſind von großer nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher ſich nicht verpflichtet fühlte das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal geſagt hat, ſo wären es ganz andre Leute geworden.

Das Falſche hat den Vortheil, daß man immer darüber ſchwätzen kann, das Wahre muß gleich genutzt werden ſonſt iſt es nicht da.

Wer nicht einſieht wie das Wahre praktiſch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur ſein irriges mühſeliges Treiben einigermaßen beſchönigen könne.

Die Deutſchen, und ſie nicht allein, beſitzen die Gabe die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer iſt Meiſter das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und friſcher That führt. Man frage nun, warum ſie uns überall voraus ſind?

Der denkende Menſch hat die wunderliche Eigenſchaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöſ'te Problem liegt, gerne ein Phantaſiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöſ't und die Wahrheit am Tage iſt.

Es gehört eine eigene Geiſteswendung dazu, um das geſtaltloſe Wirkliche in ſeiner eigenſten Art zu faſſen und es von Hirngeſpinnſten zu unterſcheiden, die ſich denn doch auch mit einer gewiſſen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgeſetzt die Frage geſtellt: Iſt es der

Gegenſtand oder biſt du es, der ſich hier ausſpricht? Und in dieſem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Menſch ſieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er ſich eine beſondere ihm angemeſſene Welt zu erſchaffen bemüht iſt. Tüchtige Menſchen ergreifen ſie ohne Bedenken und ſuchen damit, wie es gehen will, zu gebahren; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln ſogar an ihrem Daſeyn.

Wer ſich von dieſer Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden ſtreiten, ſondern nur die Vorſtellungsart eines andern wie ſeine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren faſt täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich iſt, und zwar nicht etwa in Dingen die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, ſondern in Dingen, die für uns völlig gleichgültig ſind.

Man weiß eigentlich das was man weiß nur für ſich ſelbſt. Spreche ich mit einem andern von dem was ich zu wiſſen glaube, unmittelbar glaubt er's beſſer zu wiſſen, und ich muß mit meinem Wiſſen immer wieder in mich ſelbſt zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt ſich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Menſch findet ſich mitten unter Wirkungen und kann ſich nicht enthalten nach den Urſachen zu fragen; als ein bequemes Weſen greift er nach der nächſten als der beſten und beruhigt ſich dabei; beſonders iſt dieß die Art des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Sieht man ein Uebel, ſo wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar auf's Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrſchaft; die entſtandene Welt, mit der ſich die Geognoſie abgibt, iſt todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerſtreutes Gerippe finde, ſo kann ich es zuſammenleſen und aufſtellen; denn hier ſpricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Rieſenfaulthier wäre.

Was nicht mehr entſteht, können wir uns als entſtehend nicht denken! das Entſtandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulcanismus iſt eigentlich ein kühner Verſuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigſtens ähnliche Wirkungen werden auf verſchiedene Weiſe durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts iſt widerwärtiger als die Majorität: denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen die ſich accomodiren, aus Schwachen die ſich aſſimiliren, und der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im mindeſten zu wiſſen was ſie will.

Die Mathematik iſt, wie die Dialektik, ein Organ des inneren höheren Sinnes, in der Ausübung iſt ſie eine Kunſt wie die Beredſamkeit. Für beide hat nichts Werth als die Form; der Gehalt iſt ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falſches vertheidige, iſt beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menſchen an, der ein ſolches Geſchäft betreibt, eine ſolche Kunſt ausübt. Ein durchgreifender Advocat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel, erſcheinen beide gleich gottähnlich.

Was iſt an der Mathematik exact als die Exactheit? Und dieſe, iſt ſie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, ſie kann den Eigenſinn nicht lindern, den Parteygeiſt nicht beſchwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag ſie.

Der Mathematiker iſt nur inſofern vollkommen, als er ein vollkommener Menſch iſt, als er das Schöne des Wahren in ſich empfindet; dann erſt wird er gründlich, durchſichtig, umſichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für ſich iſt richtig, tüchtig, zierlich, ſondern der Geiſt iſt es der ſich darin verkörpert; und ſo kommt es nicht auf einen jeden an, ob er ſeinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünſchenswerthen Eigenſchaften verleihen will; es iſt die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften verliehen hat. Die geiſtigen: das Vermögen der An- und Durchſchauung, die ſittlichen: daß er die böſen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zuſammengeſetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, iſt ein Unheil das in dem ganzen Körper der Wiſſenſchaft vertheilt iſt, von den Einſichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingeſtanden.

Man ſehe die Phyſik genau durch, und man wird finden, daß die Phänomene, ſo wie die Verſuche, worauf ſie gebaut iſt, verſchiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urverſuche, kommt alles an, und das Capitel, das hierauf gebaut iſt, ſteht ſicher und feſt; aber es gibt auch ſecundäre, tertiäre u. ſ. w. Geſteht man dieſen das gleiche Recht zu, ſo verwirren ſie nur das was von den erſten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wiſſenſchaften, ja überall, entſteht daher, daß Menſchen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretiſiren ſich vermeſſen, weil ſie nicht begreifen, daß noch ſo vieles Wiſſen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menſchenverſtand zu Werke, dieſer aber hat ſeine Gränzen, und wenn er ſie überſchreitet kommt er in Gefahr abſurd zu werden. Des Menſchenverſtandes angewieſenes Gebiet und Erbtheil iſt der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er ſich ſelten verirren; das höhere

Den-

Denken, Schließen und Urtheilen jedoch iſt nicht ſeine Sache.

Die Erfahrung nutzt erſt der Wiſſenſchaft, ſodann ſchadet ſie, weil die Erfahrung Geſetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchſchnitt von beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man ſagt: zwiſchen zwey entgegengeſetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwiſchen, das Unſchaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Vermächtniſs.

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre fass' es an.
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen
Der ihr die Sonne zu umkreisen
Und dem Geschwister wies die Bahn.

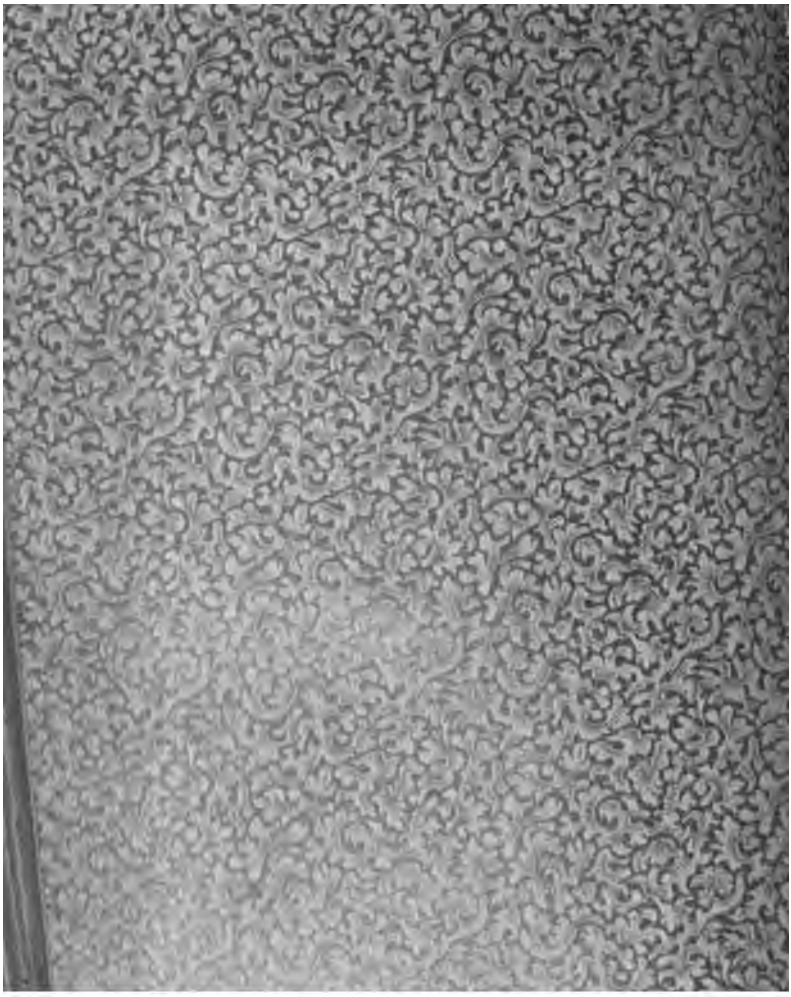
Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.

Genieſse mäſsig Füll' und Segen,
Vernunft sey überall zugegen
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist allein ist wahr;
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar.

Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
Der Philosoph, der Dichter schuf;
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.



3 9015 01640 8695

A 732,204

BOOK CARD

838
G 6
1827-35
Bd. 22

THOR Goethe

TLE Werke

SIGNATURE	ISS'D	RET'D

n 176 (12